



Berlin, den 2. Dezember 1899.

Zwei deutsche Fragen.

Man hat mir einmal gesagt, die Leser seien meiner politischen Artikel überdrüssig, weil ich darin immer das Selbe wiederholte. Daß ich mich wiederhole, ist richtig; daß es aber die Wiederholung ist, was mich den Lesern unangenehm macht, glaube ich nicht. Denn ich bin, wie ich zu meiner Unchre gestehen muß, seit vielen Jahren ein fleißiger Zeitungsleser — hervorragende Geister meiden die Zeitunglecture als Zeitverlust — und ich finde, daß alle Zeitungen ohne Ausnahme jahraus, jahrein das selbe Lied singen, mag es nun das Lied von den Junkern und Pfaffen oder das vom gottlosen Umsturz und von der Begehrlichkeit des verrohten Arbeiterstandes oder das von der einen reaktionären Masse der bürgerlichen Welt sein. Und ich finde, daß die Leser nicht durch das ewige Einerlei, wohl aber durch jeden Ton verstimmt werden, der nicht zu der altgewohnten Melodie paßt. Also nicht die Wiederholung meiner Ansichten dürften den Lesern missfallen, sondern diese Ansicht selbst. Es giebt aber gar kein sichereres Kennzeichen für die Wahrheit einer politischen Ansicht und für die Nothwendigkeit ihrer Aussprache als dieses: daß sie allgemeinen Unwillen oder Widerwillen erregt.

Der Kern meiner lästigen Ansicht ist der Satz, daß zur Zeit die Arbeiterfrage in ihren beiden Verzweigungen die wichtigste Frage der inneren Politik ist und daß im Vergleich damit Kanal- und Flottenfragen gleichgiltige Kleinigkeiten sind. Vorausichtlich wird sich der jetzige Reichstag auch nach der Ablehnung der Zuchthausvorlage noch mehrfach mit den verfassungsgemäßen Rechten der gewerblichen Lohnarbeiter und auch mit dem Schwund der Landarbeiterschaft zu befassen haben, obgleich er vielleicht nicht einsehen wird, daß in diesen Problemen seine wichtigsten Aufgaben liegen. Was nun die gesetzliche Stellung der gewerblichen Lohnarbeiter betrifft, so würde es nach Allem, was darüber ge-

geschrieben worden ist, und namentlich nach den klassischen Ausführungen Brentanos in der „Sozialen Praxis“ und in seiner göttinger Rede, Holz in den Wald tragen heißen, wollte ich noch einmal ausführlich beweisen, daß mit dem Zuchthausgesetz die Koalitionfreiheit aufgehoben und die Hörigkeit mittelbar wiederhergestellt worden wäre, ohne die Herren mit den der Hörigkeit entsprechenden Pflichten zu belasten. Dagegen halte ich die Freiheit und Gleichberechtigung der Lohnarbeiter keineswegs für etwas Selbstverständliches. Falls man sich nicht zu einer Verfassungsänderung verstehen mag, fordere auch ich diese Freiheit und Gleichberechtigung, eben, weil sie in der Verfassung ausgesprochen ist, und fordere, daß man mit der einzigen Form, in der diese Freiheit und Gleichberechtigung für die besitzlosen Lohnarbeiter verwirklicht werden kann, mit der unbeschränkten Koalitionfreiheit, Ernst mache, bin auch überzeugt, daß sich diese Freiheit bei uns eben so unschädlich und ungefährlich erweisen wird wie in England. Aber ich halte weder den freien Arbeitsvertrag und den ungezügelter Lohnkampf für einen Idealzustand noch für die definitive Zukunftsgestalt unserer Gesellschaftsordnung. Seit beinahe zwanzig Jahren predige ich, daß allgemeine gleiche Freiheit gleichbedeutend sei mit allgemeiner gleicher Beschränkung und nur in der Form des Kommunismus gedacht werden könne; daß die Freiheit der Einen die Knechtschaft der Anderen voraussetze; daß es sich in der Politik niemals um die Alternative: Freiheit oder Unfreiheit handle, sondern immer nur um die Entscheidung darüber, welches Maß von Freiheit und welches Maß und welche Art von Bindung für die verschiedenen Stände im Augenblick angezeigt sei; daß die Aufhebung der Standesunterschiede eine Illusion sei und daß wahrscheinlich nichts Anderes übrig bleiben werde, als die tatsächlich vorhandenen Standesunterschiede aufs Neue zu legalisiren. Ich verkenne nicht die Uebereinstimmung der liberalen Grundsätze mit den Forderungen der philosophischen Ethik und des Christenthums, nicht den Segen, den die Befreiung der Hörigen durch die Entfaltung von Millionen achtungwürdiger kleiner Persönlichkeiten und Familien gebracht hat; verkenne nicht, daß die ungeheure Volkskraft, die Deutschland in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, und der verhältnißmäßig hohe Grad von Wohlstand, dessen wir uns zur Zeit erfreuen, der grundsätzlich anerkannt, wenn auch tatsächlich vielfach beschränkter Freiheit aller Landeskinder zu danken ist, und ich verhehle mir nicht die ungeheuren Schwierigkeiten, in die uns jeder Versuch, den Ständestaat gesetzlich wieder aufzurichten, verwickeln würde. Aber ich sage mir auch, daß die verfassungsgemäße Freiheit der Besitzlosen keine Aussicht auf tatsächliche Verwirklichung hat, daß das freie England seinem Lumpenproletariat heute noch gerade so rathlos gegenübersteht wie vor fünfzig Jahren und daß die Ansicht der Alten, wonach die Götter die Einen zum Herrschen und die Anderen zur Knechtschaft geschaffen haben, heut noch so richtig ist wie vor

dreitausend Jahren. Es giebt unzählige Menschen, die fleißig, gehorsam, treu wie Hunde, zu jeder ihre Kräfte nicht übersteigenden Arbeit willig, genügsam und mit ihrer Sklavenstellung zufrieden sind, die aber untergehen, wenn man sie auf ihre eigenen Füße stellt, weil ihnen die zum freien Kampf ums Dasein erforderlichen Eigenschaften fehlen: Energie, Spontaneität, Umsicht, Wirthschaftlichkeit, Findigkeit, die Fähigkeit, sich neuen Lagen rasch anzupassen. Für Solche ist ein Herr, natürlich ein vernünftiger und humaner, die größte Wohlthat, der Zwang zur Freiheit nur Grausamkeit; und es ist nicht einzusehen, worin der Fortschritt bestehen soll, wenn ein für beide Theile wohlthätiges Verhältniß aufgehoben wird und durch die Befreiung des Knechtes Herr und Diener gleichmäßig zu Grunde gerichtet werden. Ueberdies werden die günstigen sittlichen Wirkungen der Freiheit durch die ungünstigen aufgewogen. Alle die schönen sittlichen Verhältnisse, die der Patriarchalismus und das Patronat zwischen Herren und Dienern stiftet, werden vernichtet und an ihre Stelle tritt das Schachern um Vortheile zwischen zwei Kontrahenten, die, stets darauf bedacht, einander zu übervorthellen, und vor Uebervortheilung auf der Hut, einander mit Argwohn, Neid, Verachtung und Haß gegenübersehen.

So halte ich denn die Freiheit und Gleichberechtigung des Arbeiterstandes für den Gegenstand eines ungelösten, offenen Problems und bin weit entfernt davon, den Unternehmern es übel zu nehmen, daß sie nach Wiederherstellung der Hörigkeit trachten. Was ich verwerfe und verabscheue, ist die heuchlerische Verleugnung dieses Strebens und der Versuch, die Hörigkeit auf Schleichwegen wiederherzustellen, durch den Mißbrauch der Justiz und, wie gesagt, ohne daß man sich die der Hörigkeit der Arbeiter entsprechenden Herrenpflichten auferlegt, deren Wichtigste doch ist, den Hörigen auch dann zu herbergen, zu nähren und zu kleiden, wenn man keine Arbeit für ihn hat. Was den Mißbrauch der Justiz anlangt, so will ich ihn durch ein Beispiel erläutern, — eins von hunderten, die ich gesammelt habe. Der „Vorwärts“ vom siebengehnten September d. J. erzählt: Während des dresdener Maurerstreikes revidirt Genosse Fallenbed Strikeposten, trifft den polnischen Maurer Sassin, wie er die Arbeit unter den alten Bedingungen aufnehmen will, und redet ihm ab. Da Sassin höhnisch antwortet, soll ihm Fallenbed auf den Fuß getreten und einen leichten Stoß vor die Brust versetzt haben. Fallenbed leugnet Beides; einziger Zeuge ist Sassin, der gesteht, daß er keinen Schmerz empfunden und die Sache nicht ernst genommen habe. Fallenbed wird zu fünf Monaten Gefängniß verurtheilt; zwei Monate hat er in Untersuchungshaft gefessen, einer davon wird ihm angerechnet. Dagegen halte man folgende drei Bestrafungen von Brutalitätverbrechen. In der selben Nummer des „Vorwärts“ wird gemeldet: Ein Techniker schlägt einen Anderen ohne jede

Veranlassung mit seinem Spazierstock und bringt ihm eine klaffende Wunde am Kopfe bei. Strafe: vierzig Mark. In der Nummer vom neunundzwanzigsten September: Einen Herrn G. hat seine Gattin mit dem Hausfreund, einem Dr. Cohn, betrogen. G. begiebt sich mit der Hundpeitsche zu einer Aussprache in Cohns Wohnung. Cohn ist stärker als er, zertrümmert ihm mit einem Faustschlag das Nasenbein, wirft ihn zu Boden, kniet auf ihm und bearbeitet seinen Kopf mit Faustschlägen, während auf sein Geheiß seine Wirthschafterin auf den Unterkörper mit einem Stof losschlägt; zuletzt haut Cohn den G. noch mit dem Hausschlüssel auf den Kopf; blutüberströmt und schwer verletzt verläßt der Rächer seiner Ehre die Wohnung des Ehrenräubers. Strafe für diesen: 500 Mark; im Nichtbeitreibungsfalle hundert Tage Gefängniß; der Staatsanwalt hatte — was sehr charakteristisch ist — nur 300 Mark beantragt. Endlich in der Nummer vom zehnten Oktober: Lehrer Käser in Kochalle, wegen „Ueberschreitung des Züchtigungsrechtes“ vorbestraft, ist der unmenschlichen Mißhandlungen von vierzehn Schulkindern angeklagt; er hat zum Beispiel ein Mädchen an den Haaren in die Höhe gehoben und dann auf den Boden fallen lassen; einem anderen Mädchen hat er eine unheilbare Verletzung des Hüftgelenkes beigebracht. Strafe: fünfzehn Tage Gefängniß und für die Eltern des zum Krüppel gemachten Mädchens eine Entschädigung von fünfhundert Mark. Freilich, ein Unterschied muß bei Roheitverbrechen gemacht werden: aber natürlich zu Gunsten der Angehörigen der niederen Stände. Für ungebildete Leute, die sich mit groben Arbeiten plagen müssen und sich dabei oft genug Verletzungen und Wunden zuziehen, hat ein Stoß, ein Schlag, eine Hautschürfung, auch ein grobes Schimpfwort natürlich nicht die selbe Bedeutung wie für den höher Gebildeten, der geistig arbeitet, oder für eine Dame, die einen groben Gegenstand nur mit Handschuhen anfassen würde. Dieser Unterschied ist denn auch stets beachtet worden und wird unter Umständen noch heute beachtet; bei einer vornehmen Frau gilt schon eine Ohrfeige als Scheidungsgrund, bei einer Tagelöhnerfrau eine Tracht Prügel noch nicht. Bei Fallenberg, der wunderbarerweise „wegen einfacher Körperverletzung“ verurtheilt worden ist, lag gar kein Roheitsdelikt vor. Die beiden körperlichen Berührungen des Anderen, wenn sie überhaupt stattgefunden haben, sind nicht der Rede werth. Er ist also bloß verurtheilt worden, weil er den Sassin von der Arbeit abzuhalten gesucht, also, weil er Etwas gethan hat, das schlechterdings gethan werden muß, wenn das den Arbeitern gesetzlich zustehende Koalitionrecht einen Sinn haben soll. Wenn er dabei etwas heftig geworden ist, so war es nicht schlimmer, als wenn ein Unternehmer dem anderen, den er für ein Kartell gewinnen will, etwa auf die Schulter klopfte und sagte: „Seien Sie doch nicht so halsstarrig!“ Wie kleinere Unternehmer, die ihre Unabhängigkeit den Unternehmerverbänden

gegenüber zu wahren suchen, zu Dutzenden ruiniert, wie durch die Schwarzen Listen arbeitwillige Arbeiter zu Hunderten um Arbeit und Brot gebracht werden, ist bekannt genug. Hat sich aber in solchen Fällen der Staatsanwalt je verpflichtet gefühlt, zum Schutz der Arbeitwilligen einzuschreiten? Und glaubt man wirklich, bei solcher Rechtspflege die Rechtsordnung im Staate aufrecht erhalten zu können? Zweierlei Maß, wenn es Gesetz und Verfassung vorschreiben: meinethwegen; aber zweierlei Maß, wenn Gesetz und Verfassung Gleichheit vorschreiben: Das geht nicht, ohne daß bei den herrschenden Klassen Rechtsgefühl und Wahrheitssinn vernichtet werden und ohne daß die beherrschten Klassen das Vertrauen zum Staat und zur Rechtspflege gänzlich verlieren. Will man bei der bisherigen Praxis verharren, so muß man für die Lohnarbeiter ein besonderes Ständerecht schaffen, das ihnen ausdrücklich alle zur Besserung ihrer Lage dienlichen Mittel, die den Unternehmern erlaubt sind, verbietet.

Die zweite große Frage, der Schwund der Landarbeiterschaft, bildet sozusagen den Kern der Agrarfrage. Abweichend vom Herausgeber der „Zukunft,“ vermag ich eine Agrarkrise im Sinne des Bundes der Landwirthe nicht anzuerkennen. Ich beklage nicht die Landwirthe, denen es im Großen und Ganzen gar nicht übel geht, sondern die von der Landwirtschaft Ausgesperrten: die fünf- bis sechshunderttausend Kinder, die alljährlich im Reich überschüssig geboren werden und die niemals einen Quadratfuß vaterländischen Bodens ihr Eigen nennen werden, — ausgenommen die paar Jahre, wo ihr Leichnam in einem Grabt modert. Dagegen erkenne ich an, daß der erst in den letzten Jahren unerträglich gewordene Mangel an ländlichem Gefinde und festhaften Tagelöhnern eine ernsthafte Krisis erzeugen kann und bei längerer Fortdauer erzeugen muß. Die Ursachen dieses Uebels habe ich wiederholt, am Ausführlichsten in meiner Schrift „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“, erörtert. Mit dem Freiherrn von der Goltz und der Mehrzahl der Sachverständigen stimme ich darin überein, daß die innere Kolonisation das einzige Heilmittel ist, das vorläufig angewandt werden kann und angewandt werden sollte: aber ich verspreche mir keinen durchschlagenden Erfolg davon. Um einen vollkommen gesunden Zustand herbeizuführen, müßte man in den Gegenden, wo die Latifundien vorherrschen, Tausende von Bauerndörfern gründen und in allen schon jetzt bestehenden und neu zu gründenden Bauerndörfern Hunderttausende, vielleicht ein paar Millionen von Arbeitern mit Rentengütlchen ausstatten. Dazu würden Milliarden gehören, die wir im heutigen Militär- und Marinestaat nicht erübrigen können, und die, selbst wenn sie erübrigt werden könnten, von der industriell gesinnten Mehrheit der Volksvertretungen wahrscheinlich nicht bewilligt werden würden. Also wird es bei einer zwar unumgänglichen, aber durchaus unzulänglichen Flid-

arbeit bleiben. In dicht bevölkerten Ländern mit hoher Kultur und hohen Bodenpreisen sind bisher Bauernansiedelungen großen Stiles niemals vorgekommen. Italien war in der Zeit der sullanischen und julianischen Kolonisationen durch innere Kriege stellenweise entvölkert; solche Kolonisationen erfordern freien Boden, für den höchstens eine Rekognitionengebühr zu zahlen ist. Daher ist — jetzt kommt die berüchtigtste meiner „Schrullen“ — die Agrarkrise, wie ich sie verstehe, nur durch einen Zuwachs an freiem oder wenigstens ganz wohlfeilem Boden zum Staatsgebiet zu heben. Für die Bauern, wenn ihre Güter nicht zu groß sind, ergiebt sich dann folgende Lage. Sie arbeiten mit ihren Kindern und mit den als Gefinde bei ihnen dienenden heranwachsenden Kindern der Bauern, die entweder überschüssige Kinder oder ganz kleine Ackerstellen haben. Die mündig gewordenen überzähligen Kinder werden ohne erhebliche Belastung des Auerben im Kolonialgebiete versorgt; auf diese Weise läßt sich für Staat und Bauernstand ein Gleichgewichtszustand herstellen. Den Rittergütern aber ist, wenn sie erhalten bleiben sollen, schlechterdings nicht anders zu helfen als durch Wiederherstellung der Hörigkeit. Das Großgut ohne robotpflichtige Bauern ist eine in früherer Zeit nie dagewesene Bildung und besteht jetzt erst achtzig Jahre; ja, seit der Beseitigung der letzten Reste von Hörigkeit sind noch nicht fünfzig Jahre verflossen. Es hat ein paar Jahrzehnte hindurch bestehen und bei hohen Getreide-, Raps-, Woll- und Viehpreisen hohen Ertrag abwerfen können, weil ihm die Bauernbefreiung der Stein und Hardenberg landlose Arbeiter geschaffen hatte, denen vorläufig nichts übrig blieb, als auf den Rittergütern zu tagelöhnern, wenn sie nicht verhungern wollten. Von der Zeit ab, wo ihnen die Industrie eine Zuflucht darbot und die Vervollkommenung der Verkehrsmittel die Ab- und Auswanderung erleichterte, war es damit vorbei, — und ist es für immer! Arbeiterrentengüter kann man schaffen, wenn auch nicht in einem dem Bedürfnis entsprechenden Umfang. Aber wenn den Inhabern dieser Güter und ihren Nachkommen die Pflicht, auf dem Rittergute zu arbeiten, nicht gesetzlich auferlegt, Das heißt also: wenn die Robot nicht wieder hergestellt wird, so kann die Strebsamen unter diesen Ackerhäusleern Niemand hindern, sich durch Zukaufen oder Pachten von Ackerparzellen vom Zwange zum Tagelöhnern zu befreien, und dem Rest kann Niemand verwehren, in die Fabrik zu gehen, statt zu Hofe; Fabriken aber und Hausindustrien, die die Leute im Sommer und im Winter gleichmäßig beschäftigen, stellen sich bekanntlich überall ein, wo es „billige Arbeitskräfte“ giebt. Es fehlt nicht an guten Menschen, die meinen, die Sache werde ohne Hörigkeit schon gehen, wenn die Gutsbesitzer ihre Christenpflicht gegen die Arbeiter besser erfüllen und sie durch ein wohlwollendes patriarchalisches Regiment an sich fesselten. Aber was die Kirche in achtzehnhundertsiebenzig Jahren nicht fertig gebracht hat: die

Selbstsucht durch Pflichtgefühl und Nächstenliebe zu überwinden, Das wird sie jetzt nicht plötzlich fertig bringen, bloß zu dem Zweck, die preussische Agrarkrise zu beseitigen. Mit dem patriarchalischen Verhältniß aber ist es so wie mit dem Bauernstande: sie zu zerstören war leicht; sie wiederherzustellen, wo sie zerstört sind, ist schwer, wenn nicht unmöglich. Uebrigens ist Patriarchalismus ohne Hörigkeit eine *contradictio in adjecto*. Wo sie besteht, da kann auch die patriarchalische Gesinnung im guten Sinne des Wortes entstehen: beim Herrn das väterliche Wohlwollen und das Gefühl der Verantwortlichkeit für das Wohl des Hörigen; beim Hörigen die Gefühle der Dankbarkeit, Anhänglichkeit und Treue. Und das Hörigkeitsverhältniß ist der einzige Boden, worin diese Empfindungen wurzeln und gedeihen können. Wo nicht bei beiden Theilen die Ueberzeugung festliegt, daß die Herrschaft der Einen und die Knechtschaft der Anderen ein unabänderlicher Bestandtheil der göttlichen Weltordnung ist, da stellen sich jene Empfindungen nicht ein. Gewiß: es giebt unter unsern Gutsbesitzern noch patriarchalisch Gesinnte; aber so weit dürfte das Wohlwollen nicht leicht bei Einem — geschweige denn bei der Mehrzahl — gehen, daß er seine Tagelöhner den Winter hindurch fütterte, wo er nichts für sie zu thun hat, und gerade darin steckt das Wesentlichste des patriarchalischen Verhältnisses. Der gewöhnliche Gutsbesitzer, auch schon der Bauer, denkt und handelt ganz modern und liberal kapitalistisch; er sieht in seinen Arbeitern nur „Hände“ und nicht als Personen, sondern als Productionswerkzeuge kommen sie für ihn in Betracht. Er will den freien Arbeitsvertrag so entschieden wie der Fabrikant. Das heißt: er will unbefränkt die Freiheit haben, die Arbeitskraft, die er braucht, auf dem wohlfeilsten Markt einzukaufen und seinen Tag über die bedungene Zeit zu bezahlen. Natürlich hält ihn Das so wenig wie den Fabrikanten ab, zu fordern, daß die Freiheit des anderen Kontrahenten überall da eingeschränkt oder aufgehoben werde, wo sie ihm unbequem ist. Selbstverständlich entspricht dieser Gesinnung des Herrn die des Knechtes, und selbst wenn sich der Herr Anhänglichkeit verdienen sollte, läuft ihm der Arbeiter mitten in der Ernte fort, wenn irgendwo ein Groschen mehr Lohn winkt. Die grundsätzlich anerkannte Freiheit Aller führt eben unausbleiblich zur Aufhebung jeder Rücksichtnahme. Eben so wenig läßt sich die Verstärkung rückgängig machen, der unsere ländliche Bevölkerung durch die Leichtigkeit des Verkehrs mit der Stadt verfallen ist und die dem männlichen Theil durch den Militärdienst sogar aufgezwungen wird. Beim weiblichen Theile wirkt die Eitelkeit unwiderstehlich. Geht einer Viehwagb die Aussicht, wie ein Fräulein gekleidet zu gehen — und der heutige Verkehr eröffnet diese Aussicht eben überall — und kein Strid und keine Kette wird stark genug sein, sie auf dem Dorfe zurückzuhalten. Beim dienenden Theil der ländlichen Bevölkerung ist die Anhänglichkeit an

Acker, Wiese, Vieh und landwirthschaftliche Beschäftigungen vollständig geschwunden. Beim Bauern ist sie noch vorhanden, aber sie wird natürlich in dem Grade schwächer, als er selbst ein Stadtherr wird, seine Kinder städtisch erzieht, nicht mehr mit Pflug und Dreschflegel, sondern nur noch mit der Schreibfeder arbeitet und die Landwirthschaft nicht mehr mit Liebe und als seine Lebensarbeit betreibt, sondern sie nur noch als die Rentenquelle aufsaßt, die ihm die Mittel zu einem städtischen Leben liefert. Unsere Soziologen mögen darin einen Fortschritt der Menschheit sehen. Ich sehe darin etwas Anderes. Möglich, daß die Abneigung gegen das Dorfleben und die landwirthschaftlichen Arbeiten heute schon so stark ist, daß, wenn wir ein ausreißend großes Kolonisationsgebiet hätten, uns die Kolonisten fehlen würden. Jedenfalls würde ein solcher Gebietszuwachs aber durch Entwerthung des heimischen Grundbesitzes die innere Kolonisation erleichtern und befördern und uns davor behüten, ein reiner Industrie- und Handelsstaat nach englischem Muster zu werden. Von dem Zeitpunkt ab, wo der Grund und Boden eines Landes vollständig vertheilt, in Privatbesitz übergegangen und angebaut ist, kann bei fortdauernd wachsender Bevölkerung das Gleichgewicht zwischen Industrie und Landwirthschaft nur durch stetige, dem Bevölkerungszuwachs entsprechende Vergrößerung des Staatsgebietes erhalten werden. Unterbleibt diese, so muß der alljährliche Bevölkerungszuwachs in der Industrie untergebracht werden, die ländliche Bevölkerung macht einen immer kleineren Prozentsatz der Gesamtbevölkerung aus und schrumpft zuletzt zu einer *quantité négligeable* zusammen. Die Berechnung der Zeit, da wir Deutsche den reinen Industrie- und Handelsstaat haben werden, ist eine ganz leichte arithmetische Aufgabe. Sollte also der politische Zustand der Welt die Erweiterung unseres Staatsgebietes in dem angegebenen Sinne unmöglich machen, dann hätten wir uns eben auf den reinen Industrie- und Handelsstaat einzurichten. In diesem Falle würde dann allerdings auch die Flottenfrage auftauchen; daß, diese Frage stellen, sie etwa auch beantworten hieße, dürften die hamburgere Kaufherren kaum zugeben.

Werden diese Zeilen Beachtung finden? Ich hoffe, wenigstens die auf das Koalitionsrecht bezüglichen. Denn hier hat ein geschlossener, mäßig zahlreicher Stand zu entscheiden, dessen Mitglieder von gleichartiger Bildung sind: der Richterstand. Die deutschen Richter — daran ist nicht zu zweifeln — wollen die Stützen und nicht die Verderber des Rechtes sein. Was dagegen die zweite Frage anbetrifft, so wird wohl erst die nächste Handelskrisis die prekäre Lage des Industrie- und Handelsstaates Allen fühlbar machen müssen, ehe man sich allgemein entschließen wird, ihr ins Gesicht zu sehen.

Reiffe.

Karl Zentsch.



Das große Haus.

An einer großen Stadt — wie andere Häuser auch, von Nachbarn umschlossen, viele Treppen hoch, mit Schaufenstern und einer schlechten, modernisirten Fassade — steht ein Gebäude, das sich früher einbildete, etwas Besonderes zu sein. Jetzt ist es von dem Wahn vollständig abgekommen und seine Besitzerin, eine ehemalige große Dame, wohnt in einer Dachkammer und hat schwere Arbeit, die Zinsen aller Hypotheken zu schaffen, mit denen das Haus über und über belastet ist. Die Dame heißt „Boesie“. Und in der Straße würde wohl Niemand auf das große, altmodische Thor aufmerksam werden, wenn der Staat nicht von Alters her eine merkwürdige Patrouille dort aufgestellt hätte.

Tag für Tag geht nämlich in dieser Straße die öffentliche Sittlichkeit offiziell spazieren, die aus einem katholischen und einem protestantischen Geistlichen und aus einer dienstthuenden Hofdame zusammengesetzt ist. Diese drei würdigen Personen haben den staatlichen Auftrag, sich moralisch zu entrichten, und, als eine Folge dieses Auftrages, eine recht verdorbene Phantasie, mit der sie die Leute auf harmlose Dinge aufmerksam machen, die sich unter Umständen — natürlich werden auch diese Umstände erwähnt — unsittlich entwickeln könnten. Die Abföngung der Patrouille wird von einem alten Schulmeister angeführt, der eine große Brille trägt und immer mit dem Kopf wackelt, als ob er Versüße abzählen wollte.

Also diese Patrouille geht vor dem Hause auf und ab. Sie wirft manchmal einen scheuen Blick auf eine versteckte Thür, die in das Souterrain führt und deren kleine, ausgetretene Treppe am Abend von einer rothen Laterne beleuchtet ist. Den Theil des Hauses, zu dem dieser Eingang führt, hat die Biermuse gemiethet, die mehr äppig als schön ist und voll Berachtung mit dem dicken Bauche wackelt, wenn ein Neuling zufällig einmal in ihrem Lokal nach der Boesie fragt. Sumpfnymphen mit gemeinen Gesichtern und matschelndem Gang — sie sind alle schon mehrfach in den Kunstausstellungen als Eva zu sehen gewesen — kredenzen das begeisternde Bier und die Gäste, aus allerlei Volk bestehend, das sich mangels anderer Beschäftigung auf irgend eine unglückliche Kunst geworfen hat, schreien und lärmern und lieblosen mit klatschendem Schlag die gewaltigen Rückseiten der Nymphen. Die Patrouille aber merkt nichts von Alledem, denn ihr suchender Blick darf von Antez wegen die Hinterzimmer mit separatem Eingang nicht beachten: haben sie doch mit der öffentlichen Sittlichkeit nichts zu schaffen.

Wenn in dunkler Nacht die Biergeister ihre Pflichten erfüllt haben, dann tanzen Nymphen und Künstler ein graufiges Bacchanal, in dem eine ungraziöse Bewegung die andere ablöst und das aussieht, als ob Däsen

und Kühe sich zu fröhlichem Reigen vereinten. Die gemeinen Verrentungen der Glieder werden dann besungen und gemalt. Dabei bilden sich die jungen Leute ein, etwas Neues gefunden zu haben, und wissen nicht, daß großartige Kerle zu anderen Zeiten die selben Dinge großartig gemacht haben. Das Beste am ganzen Vergnügen ist der große Rausch, den die Meisten davontragen und der ihnen am anderen Morgen nach mühsäligem Erwachen die wehleidigen Worte in den Mund legt: „Was könnt' ich jetzt arbeiten, wenn ich nicht so einen verdammten Kater hätte!“ Dann kommt die schmutzige Phantasie — eine Halbchwester der reinen — und wickelt ihnen die Stiefel, damit sie, durch den schwarzen Glanz angelockt, recht bemüht sind, nach unten zu sehen.

Im Parterre, gerade über den Hinterzimmern der Bierkase, hat sich die Redaktion eines Familienblattes eingemietet. Es sind gewaltige Herrn, die sich dort hinter den Manuskriptstößen versammeln, lange Bärte und ablehnende Blicke haben und außer dem Konversationslexikon als wichtigstes Handwerkzeug der Redaktion einen engen, glatt polirten Rahmen besitzen, in den Alles, was aufgenommen wird, unter allen Umständen passen muß. Es ist ganz einerlei, ob gute Gedanken, feine Charakterzüge, schlagende Witze oder gar der ganze Schluß einer Geschichte abgeschnitten wird, denn das Kunstwerk ist ohne Werth: wichtig ist nur der Rahmen. Was hineinpast, wird gemessen und per halben Meter mit einer Briefmarke bezahlt, „damit der Dichter ein fröhliches Leben führe.“

Nach der Straße hinaus hat rechts vom Thor eine Buchhandlung und links ein Kunsthändler sein Zelt aufgeschlagen und Beide wachsen sichtlich an Umfang und Gewicht; führt der Eine doch Uebersetzungen und Ansichtspostkarten, während der Andere manchmal das Werk eines berühmten Mannes im Halbdunkel gegen Entree zeigt und immer kleine, geschmacklose Waare für Hochzeitgeschenke und andere Gelegenheiten auf Lager hat.

Eine breite Treppe, deren hohes Fenster mit einer dichten Diaphanie geschmückt ist, führt zum ersten Stock. Alles ist Stil und Alles läßt ahnen, daß der Weg zu einem großen Mäcen führt. Er hat auch die höchste Hypothek auf dem Hause der Poesie. Die Diaphanie zeigt ein süß lächelndes Vornröschen mit großen, dicken Händen und stilisirten Füßen, die gleich den Wurfstößen des Prinzen in das Ornament des Treppengeländers verlaufen. Der Herr Kommerzienrath — durch seine Hoheit den Herzog von Neu-Ehrenburg wegen Ueberlassung einer größeren Hausanleihe baronisiert — hat ein Engroßgeschäft mit Schinken, um seine Zugehörigkeit zur Staatsreligion zu beweisen, und schützt mit seiner breiten, mit Ringen geschmückten Hand die Künste. Das heißt: er verlangt, daß die Masensöhne im Salon seiner Gattin herumlungern, hat ihre Werke in Goldschnitt auf den Tischen liegen und einige Bilder in goldenen Rahmen an den Wänden. Und wenn eine

Premiere ist und etwas recht Gemeines während beklatscht wird, dann schlägt die Frau Baronin die Augen nieder und sagt gerührt: „Gott! Diese Szene hat unser Freund in meinem Hause gedichtet!“ Dabei kommt sie sich und ihrer Umgebung sehr groß vor.

Die Treppe zum zweiten Stock hat noch einen Läufer und ein stilvolles Geländer, aber keine Diaphanie mehr, denn die Firma Lillenthal & Rain, die dort eingezogen ist, liebt mehr „reelle Geschäfte“ als glänzenden Prunk. Sie hat die meisten Hoftheater in Deutschland gepachtet und macht aus den „Fliegenden Blättern“, dem „Ul“ und der „Gartenlaube“ Stücke, die neben französischen Uebersetzungen das Repertoire beherrschen. Namentlich ist sie groß in der Verwendung vorhandener Maschinen und hat jetzt ein Preisaus schreiben erlassen, mit Benützung des eisernen Vorhanges ein den Abend füllendes Kassenstück zu liefern.

Weiter hinauf werden die Treppen enger und steiler, allerhand Leute ohne Bedeutung haben sich eingemietet, die sich vorstellen, recht viel für die Dichtkunst zu thun, wenn sie ein billiges Unterkommen in ihrem Hause gefunden haben. Ganz oben, wenn man sich einbildet, nun könne gar nichts mehr kommen, und vom vielen Steigen ganz außer Athem ist, hängt neben einem leiterartigen Aufgang ein kleiner Zettel mit den Worten: „Weg für Talente“ und oben in einer lustigen Dachkammer wohnt die verarmte große Dame: die Poesie. Sie hat nur eine Begleiterin behalten, die ein Mittel- schmack“ heißt. Aber die beiden einsamen Frauen sind fröhlich und guter Dinge, denn manchmal kommt die Phantasie auf ein Plauderstündchen und dann sprechen sie davon, welch schöner Palast wieder aus dem alten Hause wird, wenn die Hypotheken abgezahlt sind, die Gemeinheit, Geschmacklosigkeit, Einbildung und Faulheit auf dem Hause haben, und wenn alle jetzigen Bewohner in einem lustigen, übermüthigen Kehraus aus dem Gebäude getanz werden. Aber diese Zeiten sind noch fern und die Poesie öffnet dann ihr Fensterchen, auszufrauen, ob nicht wieder einmal ein schöner, junger Prinz den Pegasus besteigt, sich bis zu ihr hinauf zu schwingen. Denn während die Talente mühsam die Treppe hinaufsteigen, fliegt das Genie achtlos zum Fenster herein. Dann nimmt die Poesie eine Harfe und singt ein Lied, aber Niemand hört es, weil es schön und rein ist. Der gute Geschmack, der ganz einfache Sachen trägt und trotzdem wie eine vornehme Dame aussieht, bebauert dann seine Herrin, die ganz umsonst so schöne Sachen singt, setzt den Hut auf, steigt die Treppe hinunter und geht unter die Leute. Da habe ich die Dame ab und zu in einer Ausstellung oder in einem Theater gesehen. Aber es waren jedesmal nur wenige Menschen in ihrem Gefolge; und ohne viel ausgerichtet zu haben, mußte sie wieder die steilen Treppen hinauf, nachdem

fte vor der Diaphanie einen leichten Schwindelanfall bekommen und auf der StraÙe einem der hochwürdigsten Mitglieder der Patrouille auf den Fuß getreten hatte. Sie konnte nichts dafür, denn der gute Geschmack bemerkt manchmal die Auswüchse der Sittenkommission nicht.

Kam die Freundin nach Hause, dann sang die Poesie noch immer am offenen Fenster und einmal sagte sie ganz glücklich: „Hörst Du: er kommt. Es rauscht in den Lüften.“ Da sah der gute Geschmack zum Fenster hinaus und lächelte: „Du täuschst Dich, Kind. Es ist ein Ballon von der Luftschifferabtheilung.“ Die Poesie schloß erschreckt das Fenster und sprang mitten ins Zimmer: „Wenn mir nur kein Lieutenant hereinkommt! Dichten auf Befehl ist das Aergste!“

Salzburg. Alexander Freiherr von Gleichen-Rufwurm.



Die Trusts in den Vereinigten Staaten.

Vor mehr als fünfzehn Jahren machte Professor Hy durch einen kleinen Band Vorlesungen über den modernen Sozialismus in Frankreich und Deutschland das große Resepublikum in Nordamerika zuerst mit dem Inhalt der sozialistischen Programme bekannt. Was das Publikum bis dahin gewußt hatte, war kaum mehr als der Schatten des Namens. Dann folgten die Kritiken von Emile de Laveleye und John Rae, ferner die Uebersetzungen der Werke Schaeffles, von Erdmunds „Kooperativem Gemeinwesen“ und eine Menge anderer populärer Abhandlungen, die sich den sozialistischen Theorien gegenüber meist ablehnend verhielten. Eine gebrängte Analyse des Sozialismus im Gegensatz zu der bestehenden sozialen Ordnung gab Thomas Kirkup in seiner „Inquiry into Socialism“ im Jahre 1887. Er verfaßte auch den Artikel „Socialism“ in der letzten Ausgabe der Encyclopaedia Britannica. In seiner „Inquiry“ erklärte er die Aussichten des Sozialismus für vielversprechend. Ich gebe seine Worte wieder:

„Die bemerkenswertheften Beispiele für das ungeheure Aufschwellen einzelner Betriebe findet man in den großen industriellen Vereinigungen. Sie kontrolliren die Produktion und den Umsatz eines ganzen Kontinentes und zeigen eine Fähigkeit, die Interessen zusammenzufassen und die Gegner zu bekämpfen, die sonst nirgends erreicht ist. Vernichtung der Konkurrenz und Monopolisirung des Marktes: Das ist die Richtung und das Endziel eines Kampfes, der mit beispielloser Energie und im größten Umfange geführt wird. Da die wirtschaftliche Macht in den Händen konzentriert und die Subsistenz des ganzen Volkes ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert wird, entsteht die Gefahr einer industriellen Feudalherrschaft, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Bisher kämpfte überall die Demokratie gegen den grundsäßigen Adel; in Amerika, wie anderswo, sehen wir jetzt die ersten Vorbereitungen zu einem größeren Kampf, dem Entscheidungskampf der Demokratie gegen die industriellen Korporationen,

gegen die industrielle Feudalherrschaft, gegen den ausgebildeten Hochkapitalismus. Dieser Kampf kann tatsächlich nur mit der Aufrichtung einer industriellen Feudalherrschaft über die Lohnarbeiter oder mit der Unterwerfung der Industrie unter eine Kontrolle des Volkes endigen. Jedenfalls sehen die Sozialisten in diesen riesenhaften Vereinigungen und in den reichen Industriekapitänen, die an der Spitze der Vereinigungen stehen, nützliche Pioniere ihrer Sache. Dadurch, daß sie die wirtschaftlichen Verufe ihres Landes zu großen Organisationen zusammenschaffen, befördern sie in gewissem Sinne die sozialistische Bewegung. Ihre Mission ist, die kleinen Kapitalisten auszurotten; dabei werden sie wahrscheinlich aber den ganzen Kapitalismus unterminieren. Je mehr die Centralisation der Industrie fortschreitet, desto leichter wird es einem demokratisch gesinnten Volk werden, die Kapitalistenhäuptlinge bei Seite zu schieben und die Kontrolle der nationalen Produktion im allgemeinen Interesse selbst zu übernehmen. Diese Vereinigungen beschleunigen also den Augenblick, wo eine ungeheure, gebildete und organisierte Demokratie, die für ihren Unterhalt auf lüßliche Lohnarbeit angewiesen ist, sich einer kleinen Zahl von Mammut-Kapitalisten gegenüber sehen wird. Der Ausgang einer solchen Krisis kann nicht zweifelhaft sein. Je schneller, je vollständiger der Erfolg der mächtigen Industriekapitäne ist, desto schneller wird eine demokratische Gesellschaft sie über Bord werfen. Das ist die Ansicht der Sozialisten.* *)

Ob Kirkup noch lebt, weiß ich nicht; jedenfalls würde er mit gespanntem Interesse verfolgen, wie schnell die Bewegung, deren Grundzüge er so klar dargelegt hat, fortschreitet. Am Ende des Jahres 1898 berechneten die Zeitungen die Höhe des Kapitals, das sich während des Jahres zu Trusts konsolidiert hatte, auf ungefähr einundeinviertel Milliarden Dollars. Das war gewiß schon erstaunlich viel. Jetzt lesen wir aber, daß das Kapital, das sich allein in den ersten beiden Monaten des Jahres 1899 in der selben Weise konsolidierte, noch größer ist. In New-Yersey haben sich während der einunddreißig Tage des März Gesellschaften von zusammen 1 111 000 000 Dollars gebildet. Wir wundern uns beinahe schon, wenn uns ein Tag nichts von einem neuen Ringe meldet; und jeder dieser Ringe giebt Aktien von einer bis zu zweihundert Millionen Dollars aus. Die Betriebe, die noch nicht kartelliert sind, beginnen, selten zu werden.

Das sind Erscheinungen, die es zur Pflicht machen, sich ein vernünftiges, nüchternes Urtheil zu bilden. Es wäre absurd, zu glauben, daß eine so allgemeine und unwiderstehliche Tendenz völlig unvernünftig oder völlig antisozial sein kann. Sie muß auf ökonomischen und moralischen Nothwendigkeiten beruhen. Ohne allen Zweifel beweist sie, daß die Konkurrenz als regulirendes Prinzip des industriellen Erwerbslebens gründlich Mißtao gemacht hat; diese wie Pilze aus dem Boden schießenden Trusts verkünden, daß ihr das Todesurtheil gesprochen ist. Die anarchische Konkurrenz, Das lehren sie Alle, die es nicht bereits wissen, demoralisirt die Volkswirtschaft und lähmt die Industrie völlig. Unehrlichkeit und Unmenschlichkeit ziehen aus ihr die größten Vorteile. Die Sweater und Blutsauger, die kein menschliches Gefühl für ihre Angestellten haben, unterbieten den Unternehmer, der willig ist, einen gerechteren Lohn zu

*) Kirkup, „Inquiry into Socialism“ S. 168 bis 170.

zahlen. Der Kaufmann, der seinen Verpflichtungen pünktlich nachkommt, kann mit einem Rivalen nicht konkurriren, der alle vier oder fünf Jahre Bankrott macht. Der freie Wettbewerb endet damit, daß nur die gewissenlosesten Menschen bestehen können. Außerdem bewirken die ungeheuren Ausgaben für Reklame und alle die anderen Praktiken, die dazu bestimmt sind, die Kundenschaft heranzuziehen, daß die Waare für den Konsumenten unnötig verteuert wird, während die moralischen Versuchungen, die mit vielen dieser fast allgemein geübten Praktiken verbunden sind, den Charakter nothwendig schädigen. So sprechen die Männer, die die großen Trusts schaffen. „Warum sollen wir einander die Kehle abschneiden?“ fragen sie. „Einigkeit ist besser als Zwietracht. Die Konkurrenz vernichtet uns. Laßt uns zusammenhalten!“

In dieser Rechtfertigung der neuen industriellen Bewegung liegt eine tiefe sittliche Bedeutung. Sie enthält zwar nicht die ganze Wahrheit, aber was sie behauptet, ist wahr. Der freie Wettbewerb als regulirendes Prinzip für Industrie und Handel soll beseitigt werden. Man kann Zweifel hegen, ob ein so gewaltiger Umschwung der bestehenden Wirtschaftsordnung durchführbar ist; aber der Strom fließt nun einmal in dieser Richtung, und zwar mit immer zunehmender Gewalt. Auch läßt sich nicht leugnen, daß wenigstens eine der mitwirkenden Kräfte, die die Geschäftswelt in diese Richtung zwingen, die sittliche Empörung gegen den Druck und die Unmenschlichkeit der Konkurrenz ist und daß ein Ekel vor dem widerwärtigen täglichen Kampf um die Beute nachgerade weite Kreise erfaßt hat.

Daß diese Bestrebungen ihre gute Seite haben und daß Vieles von Dem, was darin seinen Ausdruck findet, der Menschheit zur Ehre gereicht, ist also unbestreitbar. Und Jeder, der einmal einer Fachversammlung beizumohnen Gelegenheit gehabt hat, weiß, wie sehr der Geist der Solidarität in diesen Vereinigungen von Geschäftsleuten wächst. Ohne Zweifel herrscht zwischen den Theilnehmern unter einander an sich noch der schärfste Wettbewerb, aber sie empfinden die Nothwendigkeit der Kooperation und ihr Zusammenhalten ist das Prognostikon einer besseren Zukunft. Noch wichtiger aber als die ethischen sind die gewaltigen ökonomischen Triebfedern, die in dieser Bewegung thätig sind. Die Produktion im größten Maßstab sichert beträchtliche Ersparnisse; Theilung und Organisation der Arbeit können am Wirksamsten durchgeführt werden. Die Kosten der Aufsicht, des Rohmaterials und des Verkaufes der fertigen Produkte lassen sich nicht unbedeutlich vermindern; die Rußbarmachung der Abfälle und Nebenprodukte ergibt enorme Vorteile. Daher kann von einer so systematischen Anwendung der besten Methoden in Produktion und Gütervertheilung die Allgemeinheit eine Verbilligung aller ihrer Bedürfnisse erwarten.

So plaidiren die Verfechter der Trusts; und wirklich ist für einige Bedürfnisse eine bemerkenswerthe Verbilligung eingetreten. Ob aber diese Verbilligung auch in dem Maß, wie es hätte sein können, eingetreten ist: Das ist eine andere Frage. Und gerade hier berühren wir den wunden Punkt.

Wenn die Befürworter der großen Vereinigungen sich gegen die unwirtschaftlichen Kriegskosten des industriellen Kampfes wenden und verkünden, daß es besser sei, mit einander zu arbeiten als gegen einander zu kämpfen, so finden sie auf ihrer Seite Alle, die seit Jahren gegen die fortschreitende Entsittlichung des Erwerbslebens streiten, Alle, die da glauben, daß Christi Gebot den rechten Weg

zeigt und daß sein Geſetz der Liebe alle Angelegenheiten des Lebens beherrſchen ſollte. Wenn die Gründer der Truſts und Kartelle uns ſagen: „Wir haben ein Recht, der unſinnigen Verſchwendung des induſtriellen Krieges ein Ende zu machen“, ſo antworten wir: „Ja, wahrhaftig!“ Und wenn ſie ſagen: „Wir müſſen uns der vollkommenſten techniſchen Methoden bedienen, um die Koſten der Produktion zu verringern und die Nebenprodukte der Induſtrie auszunutzen“, ſo antworten wir: „Sicherlich“. Wenn ſie ſagen: „Wir müſſen unſer Kapital vor unlauterem Wettbewerb ſchützen“, ſtimmen wir gern zu. Und wenn ſie endlich ſagen: „Uns gebührt eine angemessene Entſchädigung“, antworten wir auch noch: „Ganz gewiß!“ Aber wie ſteht es mit der Angemeſſenheit? Es mag ja ſein, daß es Ausnahmen giebt, aber ich habe leider das Glück nicht gehabt, eine einzige kennen zu lernen. So weit mein Wiſſen reicht, ſind alle dieſe Fabrikationszweige und Geſchäfte, die vereinigt wurden, um ein gut Theil mehr als um den wirklichen Werth kapitaliſirt worden, — meiſt um das Doppelte und mehr. Die Abſicht iſt klar. Man will Dividenden auf das doppelte Kapital herausſchlagen und jede dieſer neuen Geſellſchaften erwartet, daß ihr Eigenthum durch die Veränderung um hundert Prozent oder mehr werthvoller werden kann. Für dieſen ungeheuren Zuwachs wird kein Äquivalent gegeben; die höhere Bewerthung beruht einfach auf der Erwartung ſtärkerer Tributleiſtungen der Verbraucher. In allen dieſen Fällen ſucht man ſich möglichſt das Monopol zu ſichern, denn ſonſt wäre eine ſolche Ueberſchwemmung mit Kapital einfach unſinnig. Ohne thatſächliches Monopol kann kein Konſortium daran denken, angemessene Dividenden auf ein Kapital zu zahlen, das doppelt ſo groß iſt, als es das Geſchäft braucht; die anderen Geſchäfte, die Dividenden nur für das halbe Kapital zu erarbeiten hätten, würden es unterbieten und ihm den Markt verſchließen. Die ungeheuren Monopolpreiſe ſind alſo einfach eine neue Methode der Brandſchätzung. Die Milliarden an Kapital, die ſich in den großen Geſellſchaften anhäufen, ſollen nur die Gründer mühelos auf Koſten der Konſumenten bereichern.

Eine andere Seite dieſer Operationen birgt außerdem noch eine beſondere Gefahr. Das ſingirte Kapital aller dieſer Ringe wird auf den Markt geworfen und findet willige Abnehmer, die ſelbſtverſtändlich auf eine anſehnliche Verzinsung ihrer Einſchüſſe rechnen. Hunderttauſende in allen Schichten der Bevölkerung werden Aktionäre; und Viele, die ihre kleinen Erſparniſſe darin angelegt haben, hängen mit ihrem ganzen Unterhalt von den verſprochenen Dividenden ab. Die Gründer der Truſts erhalten meiſt Vorzugsaktien; nur die gewöhnlichen Aktien werden emittirt. Alle Warnungen ſind vergeblich. Ein hervorragender Bankier in Indianapolis ſagte kürzlich einem meiner Freunde, was heutzutage vor ſich gehe, ſei eine Neuvertheilung des Reichthumes. „Die Erſparniſſe der Menge“, ſagte er, „gehen rapid in die Hände von Minderheiten über.“ Vielleicht wäre es richtiger, nicht von Neuvertheilung, ſondern von Wiederkonzentration zu ſprechen. Aber die Aktienkäufer ahnen nicht, daß ſie nur zur Bereicherung der Gründer beitragen; ſie glauben, Antheil an produktiv thätigem Kapital erlangt zu haben, und werden energiſch darauf dringen, ihren Beſitz produktiv zu erhalten. Da Das nur durch Aufrechterhaltung von Monopolen möglich iſt, werden alſo die Direktoren der großen Geſellſchaften mit dem Heer ihrer Aktionäre hinter ſich Alles anbieten, um die Monopole nicht einzubüßen und das Publikum kräftigſt auszupreſſen. „Wird Was auf die Mauer glücken? Jede Verſpögezeitung wäre vorläufig; aber die

Erfahrung lehrt, daß gesetzliche Maßnahmen gegen Kapitalmächte von vielen hundert Millionen Dollars wirkungslos sind und daß einzelne Konkurrenten gegen den Kriegsschak, den jeder große Ring sich anlegt, nicht kämpfen können. Wenn also auch manche der jetzt in Bildung begriffenen Trusts ohne Zweifel wieder zerfallen werden, so werden doch die ökonomischen Gründe, die sie entstehen ließen, weiter wirken; und neue und stärkere Ringe in den selben Geschäftszweigen werden an ihre Stelle treten. Kommt es inzwischen zu Mißerfolgen in großem Umfang, so sind die Milliarden Dollars, die jetzt in die Geldschränke der Trustgründer strömen, verloren. Und wer kann auch nur annähernd die Verluste schätzen, die ein großer Krach nach sich ziehen würde? Gelingt es aber, die Monopole aufrecht zu erhalten und Dividenden an die Aktionäre zu bezahlen, so werden Diese ja zufrieden sein, — dafür aber die Konsumenten, die den ungeheuren Tribut aufzubringen haben, um so weniger. Die Amerikaner sind keine Sklaven. Wenn die Gesetze dann gegen die Trusts ohnmächtig sein sollten oder sie gar beschützen würden, so wird man auch mit den Gesetzen fertig werden.

Nur wird der Kampf nicht von der Art sein, wie ihn Mr. Kirkup an der von mir angeführten Stelle voraussetzt. Die gebildete und demokratisch organisierte Mehrheit, die für ihren Unterhalt auf Lohnarbeit von künftlichem Ertrag angewiesen ist, wird sich nicht „einer kleinen Zahl von Mammuth Kapitalisten gegenüber befinden.“ Da wäre die Lösung gar nicht so schwer. Aber diese Mammuth-Kapitalisten haben sich durch eine große Zahl von Aktionären den Rücken gedeckt, deren Interessen denen der Masse der Konsumenten feindlich gegenüber stehen und die genug sozialen Einfluß besitzen, um den Kampf zu einem äußerst harten zu machen. Und sie werden sich mit einem gewissen Recht darauf berufen, daß der Staat, der ihren Besitz für legitim erklärte und sie ermächtigt hat, ihr Geld in diesem Besitz anzulegen, ihre Interessen schützen muß.

Albion W. Small, Professor der Sozialwissenschaften an der Universität Chicago, ein Mann, der keiner Voreingenommenheit gegen das Kapital verdächtigt werden kann, erklärte kürzlich: „In unserem Zeitalter der sogenannten Demokratie gerathen wir in die Krallen eines Systemes der ökonomischen Oligarchie, wie es unbarmherziger die Geschichte bisher nicht gekannt hat. Das Kapital, das uns Allen direkt oder indirekt das tägliche Brot giebt, wird allmählich zur undemokratischsten, gottlosesten Einrichtung . . . Die selben Männer, die die Ringe gegründet haben, fangen an, vor ihren eigenen Schätzen zu zittern. Diese gewiegten Geschäftsleute, die das ausgedehnteste Monopolrecht in Anspruch nehmen, verwickeln sich und uns Alle in eine furchtbare Tragoedie. Ob sie es sich klar machen oder nicht: das Licht der Freiheit droht im Dunkel des allgemeinen Frohndienstes für das Kapital zu verschwinden. Statt daß wir im Heerbann des Fortschrittes einhermarschieren, werden wir bald mit gefesselten Füßen als Sträflinge in der Treitmühle des Kapitals seufzen. Für das Wohl der Menschheit wäre es besser, jeder Dollar dieser Vermögen verschwände vom Erdboden und wir hätten statt Dessen Gewerbesleiß, ein eigenes Heim, Gerechtigkeit, Liebe und Treue, als daß wir uns weiter an diesem Hegehsabbath der Kapitalakkumulation beteiligen.“ Ich führe Professor Small nicht an, um alle seine Worte zu unterschreiben; ich will versuchen, lächter als er zu bleiben; aber Das halte auch ich für sicher, daß er mit seiner Prophezeiung einer unausbleiblichen Katastrophe Recht hat.

Gegen eine besondere Art kapitalistischer Monopolwirtschaft wird der Unwille des Volkes wahrscheinlich noch früher ausbrechen als gegen die sogenannten Trusts. Die meisten Gesellschaften, denen von den Municipien große städtische Betriebe überlassen sind, haben Aktien weit über den tatsächlichen Werth ihres Besitzes hinaus ausgegeben und Dem entspricht die Kontribution, die sie dem Publikum auferlegen. Eine Expropriation in Höhe der ursprünglichen Kosten der von ihnen geschaffenen Anlagen würde natürlich den Entgelt für ihre Dienstleistungen sehr ermäßigen. Wenn der Tag der Abrechnung kommt, wird man nur verbrieftes Recht, nicht verbrieftes Unrecht zu schonen geneigt sein. Wahrscheinlich wird man die Gesetze grundsätzlich verändern und die Justiz durch Einführung ethischer Lehren erweitern und kräftigen müssen. Ob man privaten Korporationen in irgend einer Form dann noch erlauben wird, öffentliche Dienstleistungen zu verwalten? Wenn es der Fall sein sollte, wird man von ihnen jedenfalls sehr weitgehende Rücksichten auf das öffentliche Wohl verlangen.

Aber bis jetzt sind noch viele unserer sogenannten besten Bürger an der Fortdauer der bestehenden Ungerechtigkeiten interessiert; und die Uebrigen rühren sich noch nicht: sie bulden das auferlegte Joch. Und doch heißt es: Wer Wind sät, wird Sturm ernten! Eine „allgemeine gemeinschaftliche Zwangsarbeit für das Kapital“ ist das Zuchtthaus, in das nach Professor Small unsere ökonomischen Verhältnisse hineinführen. Natürlich werden wir uns nicht häuslich in diesem Zuchtthaus einzurichten geneigt sein; wahrscheinlicher ist, daß es überhaupt nicht vollständig ausgebaut werden wird. Je bedrohlicher die Mauern in die Höhe steigen, desto wirksamer und entschlossener wird der Widerstand sein.

Die industriellen Fortschritte, die durch die Trusts gemacht worden sind, brauchen wir darum nicht aufzugeben. Konzentration und Organisation ist das Schlagwort für alle großen Industrien. Wir können zu dem alten ökonomischen Regime eben so wenig zurück wie zur Postkutsche oder zum Handwebstuhl. Die Frage ist nur: Wer soll diese ungeheuren Unternehmungen kontrolliren? Soll eine Handvoll Menschen über alles Kapital eines Landes nach Belieben schalten? Ja, wenn wir sicher wären, daß die Leiter aller dieser riesenhaften Industrien weise und selbstlos sind! Aber wir wissen das Gegentheil. Der einzige Ausweg scheint danach in der Besitzergreifung und Verwaltung der Produktion- und Tauschmittel durch das Volk zu liegen. Aber dazu ist das Volk noch nicht erzogen. Es empfängt diese Erziehung erst jetzt; die Fortentwicklung der letzten fünfundschwanzig Jahre ist ungeheuer, aber es ist nicht leicht, alle früheren Ansichten zu verlernen und die Einrichtungen des alten Individualismus zu entwurzeln. Die Trusts haben Recht, wenn sie uns den Weg der kooperativen Arbeit zeigen; sie sind aber ganz im Unrecht, wenn sie ihn nur für die Kapitalisten in Anspruch nehmen.

Also nicht die Konzentration der Industrie, sondern die Ueberkapitalisation ist der Feind. Alle Anstrengungen, die Kooperation zu verhindern, sind Versuche, den Strom des menschlichen Fortschrittes rückwärts zu stauen. Aber Das darf kein Vorwand sein, um uns auszuplündern. Und wenn wir einen sicher nahenden finanziellen Zusammenbruch und eine wahrscheinlich nahende soziale Revolution vermeiden wollen, müssen wir unser Verhalten nach der Einsicht bestimmen, daß es noch nie eine Zeit gegeben hat, wo das ethische Fühlen des Volkes so schnell und so sicher die Vergeltung für soziales Unrecht herbeiführte wie heute.

Das Milizsystem der Zukunft.

Der sozialdemokratische Parteitag hat sich kürzlich mit der Milizfrage befaßt und die Herren Schöppel und Kautsky haben weiblich gegen einander getobt, ohne daß aus ihrem Zür und Wider zu entnehmen war, ob sie auch über fachliche Kenntnisse verfügten. Aber auch militärische Kreise sehnen sich heute nach Rückwärts-Reformen: nach Herabminderung der Lasten durch Rückschritt zum kleineren Berufsheer der alten Schule. Nur erweist sich, wenn wir dieses seltsame Ideal zergliedern, die Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht — sogar rein militärisch — als Unding; und die innere Entwicklung treibt naturgemäß entgegengesetzt zur Vermehrung der gesammten Abwehrfähigkeit, zur Einführung der Miliz mit einigen festen Cadres (Instruktionsoffizieren und Generalstab), wodurch zugleich das alle Welt in fieberhafte Unsicherheit bannende Kriegsgespenscht verschweht würde. Denn eine Miliz wird für dynastische oder chauvinistische Scheininteressen niemals zu haben sein.

Die Meinung von Boguslawskis, daß die alten stehenden Heere, wie das friderizianische, von den modernen Heeren, was Ausdauer in Kampf und Strapazen betrifft, lange nicht erreicht würden, wird schon durch die viel kürzere Kampfbauer der Schlachten Friedrichs widerlegt (höchstens sechs Stunden), während Volktes und Napoleons Schlachten oft bis zu zehn Stunden dauerten. Moderne Gewaltmärsche aber — auch die im amerikanischen Bürgerkriege — konnte Friedrich nicht einmal ahnen, wie er denn auch keine Verfolgung kannte. Sogar schon die ersten Revolutionausgehote unter Custine und Dumouriez stellten an sich viel größere Marschanforderungen. Ich bestreite, daß Friedrichs Heer irgendwie den Maßstab für ein stehendes Berufsheer abgeben kann: in begeistertem Kampfe flir ein Ideal fand es sein eigenartiges Gepräge und später glich es obendrein mehr einem Volksausgebot, das verzweifelt für die Primath im eigenen Lande sich. Dennoch vermochten selbst dieser große Mann und diese große Sache so wenig die inneren Schäden des Berufsheeres auszumergen, daß sofort nach dem Krieg die Maschine zu verrosten anfing. Hatte man doch nicht einmal im Krieg den Krebschaden jedes Wehrheeres, das nicht für eigene Interessen kämpft, aufheben können: die Massenhaftigkeit der Desertionen, die auch Wellington bekannt war. Als mit Friedrichs Tode die Seele floh, ging der zurückgebliebene Körper sofort in Fäulniß über. Den Kadaver fortzuschleubern genügte ein Fußtritt jenes Volksheeres, aus demokratischer Liebe en masse herausgebildet, an dessen Spitze der „forstliche Barden“ als oberster Kriegsherr und frühere Raler, Ingenieure, Buchdrucker, Bäckereien, Härberlehrlinge, Kellner, Commis, Landstreicher und Bauernjöhne als Marschkälle standen. Beim stehenden Heer denkt der Militarist immer an König und Adel. Aber die republikanischen Freiwilligen des Bierbrauers Cromwell haben denn doch noch Großeres geleistet, besonders kavalleristisch, als Seydlitzens Geschwader; und ihr ursprünglich in minderm Sinne gemeinter Titel „Model-Army“ ist im ehrenfesten Sinne ein Beiwort für alle Zeiten geworden. Ein militärisches „Muster“ und „Vorbild“ wurden diese Milizen, die in einem berühmten Manifest erklärten: „Weil wir in der Noth der Zeit das Schwert führen, hören wir nicht auf, Bürger zu sein.“ Daher konnte der heutige englische Generalissimus Wolseley von ihnen schreiben: „Dies war das beste, bestgeübte (most highly-trained) Heer, das wir je hatten.“

Auch war sein civilistisch-plebejischer Herrscherfeldherr in jeder Hinsicht einem König Friedrich ebenbürtig.

Mit der besonderen Kriegesherrlichkeit „stehender“ monarchischer Soldateska ist es also nichts. Fochten solche Truppen sehr tapfer bei Blenheim und Malplaquet, in Spanien unter Wellington, bei Solferino und Inkerman für die bloße gloire, so wird doch nur Voreingenommenheit behaupten können, daß nicht alle Volkshere sich eben so tapfer gehalten hätten. Die Wallensteiner sollen bei Lützen mit wilder Wuth gekämpft haben, aber nach Breitenfeld und Nordlingen gaben sie sich massenhaft gefangen und liefen über. Und ist es denn ein Zufall, daß die allgemeine Leistungsfähigkeit in Beweglichkeit, Verpflegung, Marschanforderung sich erst im Volkshöer so ungeheuer steigerte? Daß das alte stehende Heer nicht einmal die moderne Verfolgung kannte — nur nach Kamillies und Reuthen gab es schwache Ansätze dazu — und überhaupt die moderne Entscheidungsschnelligkeit jenen Zeiten unmöglich war? Wellingtons Briefe aus Spanien stellen seinen Soldnern, Offizieren wie Gemeinen, das miserabelste Zeugniß aus und rühmen im Gegensatz hierzu die französischen Kontribuirten. Lord Mohun sprach im Parlament das verrufene Wort aus: „Die schlechtesten Menschen sind die besten Soldaten.“ Wellingtons Historiograph, Oberst Rapier, hat sich darüber mit Recht entrüstet, denn alle Thatfachen strafen den edlen Lord Lügen. Trotz aller Bravour der englischen Veteranen zeigte sich bei jedem Rückzug die Kriegszucht verhängnißvoll gelockert und in Folge der Unmähigkeit grassirten Krankheiten.

Laße die Militärlegende doch endlich davon ab, mit der geschichtlichen Erfahrung zu spielen! Colonel Rouffet berweilt in seinem neuesten Buche „Le 4^{ème} corps“ ausdrücklich bei den „zu jungen“ Truppen der Deutschen; und thatsächlich bestand das schon bei Wörth und Sedan entscheidende elfte Corps aus lauter neuen Formationen; eben so das bei Amanvillers und an der Voire so tapfere neunte Corps. Hat Das den Ausgang des Krieges ungünstig beeinflusst? Sind ihnen die „alten“ Kriegsgewohnten Troupiers nicht überall unterlegen? Giebt es einen schlagenderen Beweis, daß die bessere „Ausbildung“ an sich noch gar nichts bedeutet? Die Routine verknöcherten Gamaschendienstes schadet nur, höfische Intriguenwirthschaft und Streberthum der Friedensprätorianer zerfressen die seelische Gesundheit, während Mandoverspüße und Paraden potemkinsche Dörfer einer „archiprét“ dastehenden Kriegsbereitschaft maken. Ob aber alle Gamaschenknöpfe sauber sitzen, ob die schneidigsten „Griffe“ klappen, bleibt unsäglich gleichgiltig für den Ernstfall: da entscheidet einzig der Geist dieser Uniformpuppe. Auch erfuhr man gerade 1870, daß die Völker im Frieden der Demokratie genug ökonomische und moralische Selbstständigkeit besitzen, um auch nach Vernichtung des ganzen stehenden Heeres den Kampf fortsetzen zu können. Will man sich nicht in einem circulus vitiosissimus bewegen, so sollte man, statt über die „rago du nombre“ zu spotten, im Gegentheil auf möglichste Erhöhung der Geweßziffer bedacht sein. Denn bei der heutigen Feuertechnik gilt es, möglichst viele Geweßre in die Feuerfront zu bringen, und man rechnet in Fachabhandlungen bezeichnender Weise nicht mehr noch so und so viel „Mann“, sondern noch „Geweßren“.

Schon Napoleon gab der Quantität ihr Recht, setzte sie über die Qualität und operirte nur mit „Massen“. Die Massenstrategie wird aber ganz von selbst zur Vernichtungstrategie, zum schnellen Entscheidungsdrang. Nur mit

Waffen lassen sich baldige Entscheidungen erzwingen, wie sie heute aus wirthschaftlichen Gründen allein noch möglich sind, und es bedarf keiner Erörterung, daß die jetzt schon vorhandenen Millionenheere durch das Milizsystem noch eine bedeutende Vermehrung erhalten würden. Man sagt nun wohl, bewaffnete Menschen seien noch keine Soldaten. Doch man vergißt, daß die ungeheuren Fortschritte der Technik den früheren relativen Werth der soldatischen Qualität noch ganz erheblich heruntergedrückt haben. Gerade im Besitz eines nach Distanzwirkung und Schnellfeuerfähigkeit furchtbaren Gewehres, das eine Macht an sich bedeutet — unabhängig vom Werth des Mannes —, und bei der hierdurch bedingten Kampffart des völlig aufgeldeten Befehletes schwindet der frühere Einfluß gut geschlossener taktischer Formationen, worin doch allein das Uebergewicht längerer Ausbildung bisher beruhte. Zumal in der Verteidigung wird daher der Milizmann dem Drillsoldaten ebenbürtig werden, um so mehr, als selbst eine bessere Schießausbildung heute bei der unübersehblich weiten Feuerzone fast unnütz und das Zielen illusorisch erscheint. Es kommt wirklich nur noch darauf an, auf weitere oder nähere Entfernung einen breiten Raum in kurzer Zeit mit einer möglichst großen Zahl von Geschossen zu überschütten: das ziellose Feuer der Franzosen 1870, wo die Distanzen doch im Vergleich zu heute noch unerheblich waren, riß nicht weniger Lücken als das besser gezielte der deutschen Schützen. Es liegt also auf der Hand, daß Milizmassen bei guter Bewaffnung den stehenden Heeren prinzipiell gewachsen wären; da sie aber mit Uebermacht auftreten können, verbürgt ihre größere Gewehrzahl den Erfolg. Natürlich hätte Das nichts, falls die Volksaufgebote davonliefen, wie die Militäristen behaupten; doch da Milizen des Volkes eigenstes Wohl verfochten, sind gerade sie im Vollbesitz des moralischen Faktors, den Napoleon mit 3 : 1 gegen die Materie berechnete und den die Sklavendisziplin niemals ersetzen kann.

Zum Ueberflus widerlegt die gesammte Weltgeschichte das Militär-Märchen von den schlappen Bürgerwehren. Ich darf hier improvisirte Revolutionäre außer Acht lassen: man muß bedenken, daß ein vorbereitetes Milizsystem, wie das schweizerische oder amerikanische, doch unter wesentlich günstigeren Bedingungen arbeitet, und nur ein solches schwebt auch den Miliztheoretikern vor. Aber selbst die improvisirten Landwehren haben stets ihren Mann gestanden. Auf das Beispiel der „tapferen österreichischen Milizen“ von 1809 wies schon Gneisenau in seiner Denkschrift von 1811 hin. Dieses k. k. Heer bestand zu erheblichem Theil aus sogenannter „Reservemannschaft“, die alle im Frieden nicht einberufenen, jedoch zu einer kleinen jährlichen Uebung verpflichteten Leute umfaßte. Außerdem waren gleich anfangs 30 000 Landwehren dem Heere zugetheilt, im Juni traten zahlreiche mährisch-böhmische Landwehrmassen hinzu und schließlich eine Menge Freiwilliger, von denen sich bei Eßelsberg auszeichneten. Die Landwehr focht heroisch bei Aspern und die Steiermärker bei Raab hielt der Gegner sogar für „les meilleurs troupes de l'ennemi!“

In Bülow's Corps befanden sich 1813 sechzehn Bataillone Landwehr, zwölf Linie, zwölf „Reserve“, d. h. Leute, die meist gar nicht oder nur durchschnittlich einen Monat „gedient“ hatten. Das heldenhafte Corps Tauentzien und die Sieger von Hagelsberg bestanden durchweg aus Landwehr. Doch dieses ruhmvolle Corps wurde in schmählichster Weise zurückgesetzt. Die Erstürmer des grimmaschen Thores (Bataillon Freccius verlor vierzig Prozent) erhielten nur zehn Eisene Kreuze,

die pommerische Linie sechshundsechzig, obgleich sie viel weniger litt und stritt. „Daß Jemand Civilist und Soldat in gleicher Tüchtigkeit sein könnte, hielt man nicht für möglich.“ (Beispiele, „Hinterlassene Schriften von Freicius, Generalauditeur der Armee.“) Freicius erzählt in seinem eigenen Werke, daß er von Offizieren die größten Schmähungen gegen die Landwehr hörte. „War etwas Rühmliches von der Landwehr zu sagen, so wurde es gern mit Stillschweigen übergegangen. . Die geheimen Bemühungen gingen dahin, die Landwehr . . von Ehrenrechten auszuschließen. . Manche Unordnung, die bei der Landwehr vorkam, wurde durch jene zurückgehende Behandlung veranlaßt.“ Das Heer von 1813 hatte nur 55 000 Mann Linie, 140 000 Mann Landwehr, 17 000 Freiwillige und Freischaren. Noch zuletzt bei Belle-Alliance that Landwehr die Hauptsache: sie trug vier Fünftel des Verlustes, sie erschlug die Alte Garde. Die amerikanische Milizreiterei im Bürgerkrieg blieb bisher ein unerreichtes kavalleristisches Ideal; die ganze moderne Taktik stammt von Washingtons Milizen und die französische Revolution warf jene oft sogar numerisch (Nadi, Stodach, Würzburg) überlegenen und von Männern wie dem Erzherzog Karl und Suworow geführten „alten“ Heere in den Staub. Sind Napoleons wie Caesars Legionen aus Kasernendrill hervorgegangen? Nein, sondern aus bürgerlicher Konstriktion. Die Alte Garde murzte und meuterte 1808 in Spanien beim Marsch über die vereiste Guadarama, aber diese Groguards hatten als blutjunge, eben ausgehobene Rekruten freudig am Gotthard geklettert, die Via Mala überschritten, unter lautem Jubel den St. Bernhard oder Mont Genis erklommen. Die historiquos mancher Regimenter sind voll davon und in Tagesbefehlen heißt es bezeichnend: „Die Krieger des Volkes, nicht zufrieden, den Tyrannen zu tropen, besiegten auch die Natur.“ Sind Bonapartes unerhörte Gewaltmärsche 1796 nicht hauptsächlich von unausgebildeten Rekruten bewältigt worden? Fällt nicht auf, daß die Schweizer in französischem Sold als „stehende“ Soldateska nicht entfremdet jene Kraft entwickelten wie als Milizen bei Verteidigung ihrer Heimath? Die berühmten tiroler Kaiserjäger schrieben nie Siege auf ihre Fahnen, wie der Landsturm Osters. Das preussische Berufsheer fiel 1792 auseinander, ohne geschlagen zu sein, die Revolutionmiliz ertrug heroisch die Winterstrapazen 1793/94 am Rhein und in Holland.

Doch wozu in die Ferne schweifen, da das Gute von 1870 ja so nah liegt? Da beschämten ja Paris und Gambettas Mobilgarden sogar Carnots levée en masse; dagegen nahm das hochmüthigste und berühmteste Berufsheer ein trauriges Ende. Bei der an sich trefflichen Artillerie und Kavallerie zeigten sich die schwersten Mängel und die unleugbar gewandtere Fectweise der Infanterie vermochte nichts wider den Kampfgorn deutscher Rekruten: auch sie erlag bei jedem Zusammenstoß, obwohl die Franzosen durchweg so tapfer fochten wie an ihren allerbesten Ruhmestogen. Das innere Wesige dieses alten Heeres zeigte sich morisch und angefressen vom Schlenbrian, die hochmüthige Generalität taugte nichts. Wer denkt da nicht an 1806? Nun könnte man freilich einwerfen, daß schließlich doch die deutsche Uebersahl den Ausschlag gab. Diese Uebersahl ergab sich aber nur aus dem Volksheer; und man gesteht ja hiermit zu, daß die relativ bessere taktische Qualität der Truppen weniger bedeutet als die größere Quantität. Allerdings spricht auch der moralische Faktor mit, der 1870 für die Deutschen wirkte und ihre Energie verstärkte. Da Quantität und mo-

ralistischer Faktor durch die Massenaufgebote der Gambia-Republik besser verbürgt waren, sah man die berühmte Kaiserarmee binnen vier Wochen verschwinden und in zwei unerhörten Kapitulationen die Waffen strecken, während die völlig von Waffen entblößte Republik fünf Monate lang in der ungünstigsten Lage den Siegern von Mek und Seban die Spitze bot.

Zuerst hieß es damals, die Mobilgarben hätten nur durch ihre Uebermacht imponirt, sonst seien sie — und vollends Nationalgarben und Franc-tireurs — werthlose Spreu gewesen. Als dann aber zugegeben werden mußte, daß die Moblots bei Beaune und Voigny heldenmüthig fochten, eben so bei Champagne, Voiret, Côte d'Or, Aile et Vilaine, daß die Vogesen-Franc-tireurs des Hauptmannes Bernard Beispieldoes in Marschenergie leisteten und daß auch die Nationalgarde in Chateaudun, am Plateau d'Auvours (De Mans) und zum Theil am Mont Valerien und bei St. Quentin (Brigade Pauls) sich sehr brav hielt, ließ man diese Version fallen. Dafür ging man zu der anderen über: trotz ihrer großen Bravour hätten die Volksaufgebote doch Ausdauer gegenüber der deutschen Manneszucht vermissen lassen und seien zuletzt stets in wilder Unordnung zurückgegangen. Das ist die zweite Fälschung. Bei Beaune war die todesmüthige Energie so unerschöpflich, daß man nach furchtbarsten Verlusten noch in tiefer Dunkelheit drei letzte Stürme versuchte, immer bis dicht an die deutschen Gewehrläufe heran. Bei Voigny flohen nur die von der Brigade Kottwitz überraschend in der Flanke gepackten Theile. Floh aber unsere achttunddreißigste Brigade nicht in ähnlicher Lage bei Mars la Tour? Ein Regiment hielt immerhin bis zum Aeußersten Stand und auf allen anderen Punkten behauptete man das Schlachtfeld; eben so wars an den beiden Tagen von Champagne, wo am ersten z. B. die Mobilgarbenbrigade Miribel nach den opferreichen, gescheiterten Stürmen des Vormittages noch am Nachmittag focht, während die beiden Linienregimenter der Division Faron nach ihrer Niederlage am Mittag sich nicht mehr blicken ließen. Und am zweiten Tage hielt die Mobilgarbenbrigade Martenot nach anfänglicher Panik den ganzen Tag trotz herbster Einbuße die Kaltbrüche fest, während die linken Division Faron in Champagne zum größten Theil austrif.

Jetzt kommt die dritte Fälschung: die traurige Ungewandtheit der improvisirten „biletantischen“ Aufgebote ergebe sich gerade aus ihren übergroßen Verlusten, nachdem man sie früher — siehe Generalstabswerk — als recht mähig angenommen hatte. So rechnete noch 1897 der österreichische Hauptmann Verndt in seinem überall ansehbaren Buche mit nur drei Prozent Verlustdurchschnitt der republikanischen gegenüber neun Prozent der Kaiserarmee und folgerte daraus geringere Ausdauer und Feuerfähigkeit. Nachdem diese Unwahrheit durch die Gewalt der Thatfachen widerlegt ist, soll es umgekehrt gegen die Moblots zeugen, daß sie z. B. bei Beaune, Voigny und Champagne je zwölftausend Tote und Verwundete verloren hätten. Auch Das ist willkürliche Auslegung, denn die afrikanischen Elitetruppiers bei Wörth, obschon in der Defensiv, verloren ja gleichfalls zwölftausend Tote und Verwundete und ihre Einzelverluste bei Seban waren erheblich größer; eben so die der Deutschen am sechzehnten und achtzehnten August. Vierte Fälschung: die Deutschen hätten viel größere Verluste durch die Kaiserarmee erlitten. Aber ganz abgesehen davon, daß sie angegriffen, haben sie doch nur bei Graveslotte größere Verluste gehabt, bei Wörth und Bionville etwas geringere und bei

Sedan kaum die Hälfte der französischen. Und den Moblots gegenüber befanden sie sich fast durchweg (mit Ausnahme von Le Mans) in der Defensiv, haben aber dem Angreifer höchstens um zwei Fünftel mehr Leute außer Gefecht gesetzt, mit alleiniger Ausnahme von „Beaune la Rolande“, wo ganz abnorme Umstände walteten und eine abnorme Waffenthat der achtunddreißigsten Brigade vorliegt. Der deutsche Gesamtverlust bei Champagne und Loigny war bedeutend größer als bei Spichern und Beaumont, größer sogar als bei Colombey. Der Einzelverlust stieg bis zu 35 Prozent, war also größer als bei der Garde vor St. Privat, die übrigens bei Le Bourget gegen die ganz grünen Moblots des Fabrikanten Baroche relativ noch mehr Offiziere verlor. Das bayerische Corps hat bei Loigny und Beaugency sicher fünfundzwanzig Prozent seiner Gewehrstärke eingebüßt. Und wo die Deutschen zur Offensive übergingen, litten sie gerade so bitter wie früher gegen die Kaiserarmee und wie umgekehrt die Moblots bei ihren Stürmen. Also auch hiermit ist es nichts. Fünfte Fälschung: als Kämpfer waren die Moblots gefährlich, aber sie konnten nicht wie Reguläre Strapazen ertragen und lösten sich bei Rückzügen auf. Nun wäre es zunächst falsch, die Moblots für die Papierföhlen verantwortlich zu machen, die ihnen englische Lieferanten lieferten, oder für die dem Südländer ungewohnte Kälte von achtzehn Grad, wobei sie im Schnee bivakirten mußten. Gaben aber die deutschen Veteranen, besser bekleidet und verpflegt, die Unbilden des Voirefeldzuges besser ertragen? Man lese doch in deutschen Schilderungen, wie es dort ausfiel und wie die Compagnien schmolzen! Was endlich die „billetantische“ Organisation Gambettas und der pariser Vertheidigung betrifft, so hat sie noch jeder Vernünftige bewundert; und den Vörgleichen rathe ich, erst einmal sechsunddreißig vorhandene Geschütze binnen zwei Monaten in vierzehnhundert zu verwandeln und eine Million Menschen aus dem Stegreif zu bewaffnen: dann wollen wir weiter reden.

Das Geschwäh von der Uebermacht ist also grundlos und auch die übergroßen Verluste sind Fabel.

Mit welchen Mitteln man übrigens im militärischen Lager arbeitet, um das gehaßte Milizsystem zu verächtigen, zeigt der wiederholte Versuch, den schweizer Obersten Wille dagegen auszuspielen. Sollte den Herren unbekannt sein, daß Oberst Wille in eine Fronde gegen das herrschende System gedrängt wurde, weil seine Reizung zu konföderativen und preussischen Klären — er hat eine Bismarck geheiratet — mißfiel? Doch selbst, als er seiner vorragenden Stellung entsagt und daher zu mißmuthiger Kritik geneigt war, blieb Wille noch im Herzen ein treuer Anhänger des Milizsystemes. Ich kann aus bester Quelle versichern, daß er sich wenig erbaut davon fühlt, als Anfeinder der heimischen Wehrverhältnisse hingestellt zu werden. Seiner klaren und durchdachten „Skizze“ einer schweizer Heerverfassung (1898) entnehme ich nur, daß er berechtigte Ausstellungen gegen Einzelheiten erhebt und davor warnt, das Milizsystem gleichsam als den unfehlbaren Stein der Weisen gegenüber stehenden Heeren anzusehen. Da stimmen wir völlig überein. Es handelt sich eben darum, Mängel im Kleinen auszumergen, um im Großen das durchaus praktische und doch so ideale System zu retten.

Karl Bleibtreu.



Reform der Frauenkleidung.

Reformvereine für Frauenkleidung giebt es genug. Wiebt es auch eine wirkliche Reform? Diese Frage ist nicht ganz einfach zu beantworten. Die Existenz der Vereine ist kein unzweifelhafter Beweis dafür. Man kann nicht sagen, daß sich die Frauen heute wesentlich anders kleiden als vor zwanzig Jahren. Die Kleidungsstücke, die Art ihrer Befestigung am Körper, sind unverändert geblieben. Die Korsetindustrie blüht wie nie zuvor. Und doch haben wir gewisse Ansätze zu einer Reform der Frauenkleidung. Wer scharf zusieht, Der kann überall das Bestreben der Frau wahrnehmen, die Fesseln, in denen sie die hergebrachte Kleidung festhält, zu sprengen, die Lasten, die diese ihr auferlegt, abzuwerfen.

Bewegungsfreiheit sucht die moderne Frau im Wirtschaft- und Geistesleben, — Bewegungsfreiheit sucht sie auch in ihrer Kleidung.

Charakteristisch ist dieses Zusammentreffen, keineswegs zufällig: Ursache und Wirkung liegen hier bei einander. Die Lösung des ganzen Problems steckt darin.

Nur wenn es den Frauen gelingt, ihre Emanzipation siegreich zu erkämpfen, werden sie zu einer durchgreifender Reform der Kleidung gelangen.

Man ist zu dieser Prophezeiung auf Grund der Lehren berechtigt, die uns die Geschichte erteilt. Stets war die Kleidung, als ein Produkt der Kultur, in ihren Aenderungen an die Bewegungen der Kultur gebunden. Jakob von Falke schreibt in der Einleitung in seine Kostümggeschichte der Kulturvölker mit Recht: „Auch in diesem anscheinend so unbedeutenden, anscheinend so losgelösten Zweig der Kulturgeschichte herrscht das Gesetz von Ursache und Wirkung, von Werden und Vergehen. Eins entsteht aus dem Anderen, des Einen Leben ist des Anderen Lob. Was dem Zufall, was der Laune angehört, Das sind nur Nebendinge, die die Trachtenformen umspielen. Diese aber, die großen Formen, sind das Geschöpf der Nationen, abhängig von Geistescharakter, Sitte und Landesprodukten, sie sind in ihrer Veränderung das Geschöpf der wechselnden Zeiten, der steigenden oder fallenden Kultur, deren Wandel sie in enger Verkettung begleiten.“

Wenige Stichproben mögen genügen, um die unabänderliche Regelmäßigkeit dieses Gesetzes zu zeigen. Im Naturzustand ändert sich die Kleidung, wenn aus dem Jägerstamm ein Nomadenstamm wird, wenn der Nomadenstamm zum Ackerbau übergeht. Die selbe Erscheinung wiederholt sich im Leben der Kulturvölker; charakteristisch ist die Kleidung des Alterthumes, charakteristisch die des Mittelalters, charakteristisch die der Neuzeit. Die Uniform des Soldaten, anscheinend ein Produkt königlicher Laune und Liebhaberei, ist das notwendige Ergebniß der Bewaffnung des Soldaten. Anders war die Kleidung des römischen Kriegers, anders die des Reifigen im Mittelalter, anders ist die Kleidung des modernen Soldaten. Eines Jeden Kleid aber paßt zu seiner Waffe. Was im Leben der Völker gilt, gilt auch für die Einzelnen. Die Kleidung des Kindes ist so lange die selbe für Knaben und Mädchen, bis das verschiedene Geschlecht verschiedene Lebensanforderungen, verschiedene Gefühle und Liebhabereien erzeugt. Der Knabe, der mit Bleisoldaten spielt, fängt an, sich nach männlicher Tracht zu sehnen. Anders trägt sich der Reisende im Seebad, anders im Hochgebirge, die Dame anders in dem Ballsaal, anders auf dem Sportplatz. Kurz: immer und überall paßt sich die Kleidung den Verhältnissen an und folgt ihren Veränderungen mit Natur-

nothwendigkeit. Deshalb kann man mit Sicherheit behaupten, daß sich wichtige Aenderungen in der Frauenkleidung ergeben werden, wenn wichtige Veränderungen in der Lebensführung der Frau eintreten. Wir können weiter voraussagen, daß beide Veränderungen stets in der selben Richtung erfolgen und in ihre Fortentwicklung gleichen Schritt halten werden. Wir können aber auch prophezeien, daß alle Bemühungen, Ursache und Wirkung von einander zu trennen, erfolglos sein werden. Es wird vor Allem unmöglich sein, Veränderungen der Kleider früher durchzuführen, als bis die sie erzwingenden Ursachen dafür vorhanden sind. Ja, solche Versuche können sogar kleine Störungen hervorbringen; denn wir vermögen kaum jemals sicher voraussagen, welche Richtung die Verhältnisse, die eine Aenderung der Kleidung bedingen, nehmen werden. Wer konnte bei der Einführung der Feuerwaffe dem ungeheuren Einfluß ganz voraussagen, den diese neue Bewaffnung auf die Kleidung des Soldaten haben mußte?

„So soll es unzulässig sein, eingzugreifen, trotzdem wir schwere Schäden gewahren? So sollen wir unthätig mitanschen, wie die Gesundheit unseres Volkes durch eine unzumuthige Kleidung gefährdet wird? Wir sollen warten, ob die Zeit Heilung bringt oder nicht?“ So hörte ich unsere Kleiderreformer reden. Halt! So kurzschichtig wie Eure Reform sind auch Eure Schlässe!

Wer meine Ausführungen so versteht, als ob wir unfähig seien, gegen eine schädliche Kleidung zu wirken, hat mich mißverstanden und aus der Geschichte nichts gelernt. Am rechten Ende muß die Sache angegriffen werden, — darum handelt es sich.

Die Kleidung eines Volkes entspricht seinem Volksleben. Krankes Volksleben: kranke Kleider; gesundes Volksleben: gesunde Kleider! Das ist die Erfahrung, von der ich ausgehe, und Das ist auch der Schlüssel zur Reform. Hier ist den Aerzten eine große Aufgabe gestellt. An ihnen ist es, als Erste Kleiderschäden zu erkennen, an ihnen ist es, aus den Kleiderschäden die Diagnose auf die Krankheiten des Volksleben zu stellen, deren Symptom die kranke Kleidung ist. An ihnen ist es aber auch, zu untersuchen, wie diese Krankheiten zu heilen sind. Das ist eine große Aufgabe, fast zu groß für den Einzelnen, fast zu groß auch für einen Stand. Dem aber, der sie richtig angreift, entstehen tausend Helfer und die verschiedenen Quellen vereinigen sich dann zu einem Strom von unüberstehlicher Gewalt, der leicht Jedermanns Mühle treibt. Ein unmögliches Beginnen aber, ein Kampf, dem der Sieg versagt bleiben muß, würde es sein, eine Kleiderreform als Selbstzweck zu unternehmen, losgelöst von einer Reform des Volksleben. Oft genug sind solche Versuche gemacht worden und noch immer sind sie mißlungen.

Ein Ausfluß des zerrütteten, verlotterten Volksleben vor der Reform war die Kleiderarretei jener Zeit. Kaiser und Papst waren nicht stark genug, Wandel zu schaffen. Dem schlichten wittenberger Mönch gelang es, ohne daß er sich dieses Ziel je gesetzt hatte.

Weit über hundert Jahre alt ist der Kampf gegen das Schnüren der Frauen, gegen das Korset. Er blieb resultatlos, weil er an falscher Stelle einsetzte. Das heße Schnürkorset war für die Frau, die steif im Salon saß, die sich nicht anlehnen durfte, der jede freie Bewegung als unweiblich verboten war, ein vortrefflicher Stützapparat. Als die Frau begann, sich freier zu bewegen,

als sie auf dem Turnplatz erschien, als sie sich an Bewegungsspielen betheiligte, als sie auf das Fahrrad stieg, wurde es ihr unerträglich. Sie schuf sich das moderne, niedrige, bequeme Korset. Nicht Edmürring, nicht Rousseau, auch nicht Profin haben die Schnürtaille beseitigt; die Thürschwelle des Sportplatzes und der Radfahrgasse sind die Grabsteine der Schnürbrust.

Das bekannte Korsetverbot des russischen Kultusministers blieb eben so unwirksam, wie es viel bewundert wurde. Hätte er Bewegungsspiele und Sport in die Mädchenschulen eingeführt, so hätte er für Bekämpfung des Korsets mehr gethan als alle Korsetzegner zusammen. Lehrreich ist die kurze Geschichte des Vereins zur Verbesserung der Frauenkleidung. Vor ungefähr drei Jahren wurde er ins Leben gerufen. Sein nächstes Ziel war, den Korsettrachen zu tödten, und heute ist man schon wieder bei einem — allerdings möglichst stäbchenlosen — Korset angelangt. Es lebe der Kampf gegen das Korset! Das Schicksal der Frauenkleidungsreform liegt zum Glück in besseren Händen. Wenn das neue Jahrhundert hält, was es verspricht, wenn es uns ein neues Frauenleben bringt, dann schenkt es uns auch eine neue Frauenkleidung. Gesund wird diese sein, wenn die Reform des Frauenlebens zugleich dessen Gesundung bedeutet. Neue Zeiten, — neue Menschen, — neue Kleider.

Dresden.

Dr. med. K. Schanz.



Ö Ihr Rechtgläubigen!

(Ja Mu menin).

Wie lebt' so froh das Volk in Ispahan
 Im Perferland, so glücklich und zufrieden,
 Als noch die Sucht, die Menschen zu bekehren,
 In jeden Erdtheil nicht gedrungen war!
 Hier lebt das Volk nach des Propheten Lehre,
 Kennt keinen Wein und liebt den Duft der Rosen,
 Der aus den Gärten in die Straßen strömt,
 Und fastet streng im Ramasan und eilet
 Fünfmal zum Minaret und zur Moschee,
 Sobald Muezzin zum Gebete ruft,
 Wie es der Koran und die Sunna will.
 Da kam nach Ispahan ein Europäer,
 Der wohl den Wein, nicht Schiras Rosen liebte,
 Und trat zum Perfer Mirza Mehmed hin:
 „Du bist mein Freund! Wenn Du ein Christ willst werden,
 Entsagst Du Allah jetzt und dem Propheten,
 So gebe ich Dir zwanzig Golddukaten
 Und Du kannst trinken Wein, so viel Du willst!“
 Das ließ sich Mehmed wohl nicht zweimal sagen
 Und warf die Kammsellmütze auf den Boden,
 Hing an den Nagel auch den bunten Kaftan

Und setzt' aufs Haupt sich einen runden Hut,
 Trug Rock und Hosen nach pariser Mode:
 Er war, mit einem Wort, nach außen Christ.
 Und ging zur Schänke, statt in die Moschee,
 Wo er in philosophischen Gesprächen
 Bei Fatima vertrank die Golddukatn.
 Der saure Wein hat ihm doch nicht gemundet.
 Kaum hatt' der Stadt den Rücken zugewendet,
 Der Europäer, als auch schon der Perfer
 Den Hut mit seinem Kammses bald vertauschte
 Und Rock und Hosen mit dem Kaftan, hinging
 Gewohnten Schrittes wieder zur Moschee.
 Als Das erfuhr darauf der Europäer,
 Hat er den Mehmed beim Gericht verklagt.
 Die Richter waren keineswegs verlegen
 Und schlugen nicht einmal den Koran auf.
 Sie kamen alsobald zu diesem Spruch:
 „Du gabst dem Mehmed zwanzig Golddukatn,
 Dafür ist er drei Monat Christ gewesen.
 Sei Du die selbe Zeit Mohammedaner,
 So schuldet Mehmed Dir die Golddukatn!“
 Der Europäer machte gute Miene
 Zum bösen Spiel und beugte sich dem Spruch,
 Wie ihn gefällt das persische Gericht.
 Er fastet' streng im Ramasan und eilte
 Fünfmal zum Minaret und zur Moschee,
 Sobald Mnezzin zum Gebete rief,
 Wie es der Koran und die Sunna will.
 Drei Monat' hat ers doch nicht ausgehalten,
 Zu leben nach der Lehre des Propheten,
 Zu fasten und fünfmal am Tag zu beten
 Und zu enthalten sich dabei des Weines.
 Drum warf er bald die Kammsellmütze weg,
 Hing auch den bunten Kaftan an den Nagel
 Und zog zur Schänke, statt in die Moschee,
 Um abzuschwören des Propheten Lehren
 Und sich zum alten Glauben zu bekehren:
 „Was nützen mir die zwanzig Golddukatn,
 Wenn ich dabei soll keinen Wein mehr trinken!
 Mögt Ihr den Koran und die Sunna lieben:
 Ich bleibe, was ich war, ein braver Christ,
 Und darf die Franen lieben und den Wein!“
 Als ihn der Perfer so hat angetroffen,
 Sagt' Mirza Mehmed drauf: „Ja Mu menin,
 Trink' Deinen Wein, sei treu der Bibellehre,
 Ich bleib' dem Koran treu. Was recht dem Christen,

Ist auch dem Perfer hier zu Lande billig.
Sei glücklich bei der Bibel und dem Wein,
Eaß michs beim Koran und den Rosen sein!"

Hans von Windeck.



Selbstanzeigen.

Der dumme Teufel. Ein satirisches Epos. Zweite, vermehrte Auflage.

Mit 45 Karikaturen von dem Kladderadatsch-Zeichner G. Brandt.

Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig. Broch. 3 Mark, geb. 4 Mark.

Dies Buch ist, wie mein Freund Ferdinand Avenarius es beim Erscheinen der ersten Auflage nannte, wesentlich ein „Bekennerbuch“. Bereits im Jahre 1892, durch die Bismarckhege, in meinen bis dahin ziemlich radikalen Anschauungen wankend geworden, dann während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Frankfurt a. M. geradezu auf den entgegengesetzten nationalen Standpunkt gedrängt, entschloß ich mich im Jahre 1895, das heutige Deutschland in einem satirisch-komischen Gedichte „widerzuspiegeln“ und meinen Ansichten de omnibus robus et quibusdam aliis ungeschert freien Lauf zu lassen. Der dumme Teufel der Schwänke des Reformation-Zeitalters, gewissermaßen auch ein „Vertreter“ des deutschen Volkes, hatte meine Phantasie vielfach beschäftigt und ich beschloß, ihn nun auf die Heimsucht zu senden; dabei mußte sich ein allseitiges Bild der deutschen Verhältnisse, und zwar in festem Rahmen, ohne Weiteres ergeben. Die Lecture der griechischen Uebersetzung des „Rasenden Roland“ hatte mir, statt der anfänglich geplanten Mittelverse, die Stanze nahe gelegt; und so entstand das Werk in wenigen Monaten. Ich halte es nicht für ein geniales, aber für ein amüsantes Produkt. Die erste Auflage wurde von der Mehrzahl der führenden Zeitungen ignotirt, durch Empfehlung von Mund zu Mund doch aber allmählich bekannt. In der neuen Auflage sind die Karikaturen Brandts ebenfalls eine Verbesserung. Prolog und Epilog, namentlich der Epilog, bilden eine nothwendige Vermehrung.

Weimar.

Holzf. Bartels.



Bacon-Shakespeares „Venus und Adonis“, (Lexikonformat, starkes Kupferdruckpapier, 160 Seiten Text, 140 Seiten Bildtafeln, Edwin Bormanns Selbstverlag, Leipzig). Preis kartonnirt 20 Mark, eleg. Halbfranz. 22,50 Mark

Mag auch die gelehrte Welt der Behauptung, Francis Bacon habe die Shakespeare-Dichtungen geschrieben, noch immer überwiegend ablehnen, folgende Kardinalpunkte müssen jedem Freund der Dichtung ein lebhaftes Interesse an dem vorliegenden Werk einflößen: 1. Keine Einzige der großen Bibliotheken Deutschlands besitzt einen Originaldruck von „Venus und Adonis“, fast keine auch nur ein Faksimile der Originalausgabe; das vorliegende Werk aber bringt den buch-

stüblich genauen Wiederabdruck nebst photographischer Wiedergabe der interessantesten Seiten der ersten Ausgabe vom Jahre 1593. 2. Aus der dem Originalwortlaut beigefügten wortgetreuen Uebersetzung geht hervor, daß man ohne genaue Kenntniß aller Schriften Francis Bacons keine Shakespeare-Dichtung richtig übersetzen kann. 3. Mag nun der Leser in Bacon Shakespeare sehen oder nicht, interessant muß es ihm sein, daß es zum ersten Male gelungen ist, einen vollständigen Illustrationencyclus zu einem bekannten Buch von Francis Bacon De Sapientia Veterum aufzufinden. Diese Illustrationen (dreißig an der Zahl) werden in exakter Nachbildung geboten. 4. Fast keine einzige Bibliothek in Deutschland (zum Beispiel auch die Leipziger Universitäts-Bibliothek nicht) besitzt Originale oder Facsimiles der Shakespeare-Dramen; das vorliegende Buch bringt eine Reihe photographisch getreuer Nachbildungen von Originaltitelblättern der Dramen. 5. Das Buch veröffentlicht zum ersten Male in Deutschland das ums Jahr 1600 geschriebene sogenannte Northumberland-Manuskript und weist Dinge darin nach, die bisher in England übersehen worden sind. An der Stelle nämlich, wo die Dramentitel „Richard der Zweite“ und „Richard der Dritte“ geschrieben stehen, sind die Worte „By Francis Bacon“ ausgestrichen und statt ihrer die Worte „William Shakespeares“ geschrieben worden. Ueberdies bietet das Werk zahlreiche Erläuterungen, Vergleiche mit früheren Uebersetzungen, eine Reihe interessanter Portraits (darunter Southampton, Burleigh und Salisbury), die erste Originalaufnahme von Bacons Grabdenkmal in St. Albans, Schriftfacsimiles, Wappenabdarstellungen, Pläne und Ansichten von London, kulturhistorische Darstellungen, eine Seite aus dem berühmten Notizbuch „Promus“ und manches Andere, darunter noch nie Veröffentlichtes.

Leipzig.

Edwin Bormann.



Die menschliche Sittlichkeit als soziales Ergebnis der monistischen Weltanschauung. X. u. 106 Seiten Oktav. Bonn, Karl Georgi.

Es gilt heute nicht, den Menschen psychologisch, sondern physiologisch zu begreifen. Den katholischen Staaten gelingt es nicht, die Volksmassen mit sittlichen Ueberzeugungen zu erfüllen. Die biologischen Wissenschaften müssen diese Aufgabe lösen. Diese beruhen aber auf der Universalität der Naturgesetze. Und dieser Logo-Monismus zeigt den Menschen nicht als ein von einem Unbewegten — einer „causa“ — Bewegtes, sondern als eine Form der kosmischen Bewegung selbst. Ueber diesen seinen eigenen Schatten kann er nicht springen.

Bonn.

Dr. Leopold Besser.



Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen unter besonderer Berücksichtigung der Homosexualität. Herausgegeben unter Mitwirkung namhafter Autoren vom Wissenschaftlich-humanitären Komitee. Verlag von A. Spohr, Leipzig 1899.

Jede körperliche und geistige Eigenschaft, die man als dem männlichen Geschlecht zukommlich ansieht, kann ausnahmsweise bei Frauen und jede gemeinhin

für weiblich gehaltene Eigenthümlichkeit kann vereinzelt bei Männern auftreten. So entstehen eine ganze Reihe besonders gearteter Individualitäten, die theils körperliche, theils seelische, zum Theil körperliche und seelische Merkmale des anderen Geschlechtes aufweisen. Der Erforschung und Erkenntniß dieser Zwischenstufen ist das Jahrbuch in erster Linie gewidmet.

Wie man früher in gewissen krankhaften Abweichungen, zum Beispiel im Buckel, etwas Verächtliches sah, so tragen die hier in Rede stehenden regelwidrigen Bildungen noch heute vielfach den Stempel der Monstrosität. Dieses Vorurtheil zu bekämpfen, wird eine weitere Aufgabe des Jahrbuches sein. Damit hängt der Kampf gegen Strafbestimmungen zusammen, die absichtlich ein in seiner Art ganz einzig dastehendes Expreßerthum geächtet haben.

Aus der ihnen eingeborenen Natur entspringen für die Konträrsexuellen Rechte, Pflichten und Sonderinteressen, die sorgfältigste Prüfung und thünlichste Berücksichtigung erfahren sollen. Mit diesen Absichten wendet sich das Werk nicht nur an die Mediziner und Juristen, sondern an Alle, denen das goethische Wort: „Das höchste Studium der Menschheit ist der Mensch“ ein Wahrwort ist.

Der erste Band enthält eine Abhandlung über die Objektidiagnose der Homosexualität, vier nachgelassene Briefe von Karl P. Ulrichs, einen Artikel über das Expreßerthum, eine Zusammenstellung der einschlägigen Gesetzesbestimmungen vom Alterthum bis auf unsere Zeit, Auszüge aus Platens Tagebüchern und Anderes. Das Jahrbuch erscheint auf Veranlassung des Wissenschaftlich humanitären Komitees, das sich im Mai 1897 in Berlin und Leipzig konstituirte, um Sorge tragen zu helfen, daß aus den Ergebnissen der Forschung endlich auch die nöthigen praktischen Konsequenzen gezogen werden.

Charlottenburg.

Dr. M. Hirschfeld.



Lyrik. Verlag: Berlin N.W. Spenerstraße 6. Vierteljährlicher Preis 1 Mark, die einzelne Nummer 40 Pfennige.

Unter diesem einfachen, aber kühnen Titel geben wir seit dem ersten Juli eine Monatschrift für Lyrik und Kritik im Eigenverlag und unter eigener Redaktion heraus, so daß zur Zeit das erste Quartal mit den Heften vom Juli, August und September abgeschlossen vorliegt.

Nr. 3 bringt eine knappe Darstellung von dem Werdegang des Dichters Benzmann, Bildniß, Namenszug und eine sorgfältig ausgewählte Kollektion von Gedichten, die seine Entwicklung zeigen. In ähnlicher Weise beabsichtigen wir, in jedem weiteren Quartal eine Nummer mehr oder weniger ganz einem der „jüngeren“ modernen Lyriker zu widmen. Wir glauben, damit nicht nur der modernen Lyrik zu nützen, sondern auch die Achtung der Besten uns zu gewinnen. Mit diesem Plan verbinden wir einen anderen: jeder Abonnent der „Lyrik“ soll sich unaufgefordert mit freiwilligen Einsendungen an unserer Arbeit betheiligen können. Jedes einzelne Gedicht wird von uns kritisch geprüft und, wenn es unseren künstlerischen Anforderungen entspricht, veröffentlicht werden. So will unser Blatt auch ein Publikationsorgan der „Jüngsten“ sein, die vor Allem auch unter der aufblühenden Generation der Akademiker zu finden sind.

Karl Jessel.



Der Reichstanzler in Aislingen. Roman in drei Bänden. Berlin, Alfred Schall (Verein der Bücherfreunde).

Der vorliegende Bismarck-Roman ward nicht geschaffen, um einem Sensationbedürfniß entgegenzukommen; im Gegentheil: er ist einem redlichen künstlerischen Streben entsprossen, das sich als Ziel setzte, den größten deutschen Staatsmann in dem Moment zu zeigen, wo der Fanatismus des Kulturkampfes sich in einem feigen Nordanfall entlud. Den Standpunkt innigster Verehrung, den ich Bismarck gegenüber einnehme, habe ich in der „Zueignung“ überschriebenen Vorrede präzisirt und möchte dem darin Ausgesprochenen nur noch Folgendes hinzufügen:

Zur unbefangenen Schilderung eines geschichtlichen Ereignisses aus bewegter Zeit ist nöthig, daß eine gewisse Zeitdauer darüber verfloßen sei; erst dadurch wird dem Schilderer Objektivität möglich. Wohlun, ein Vierteljahrhundert ist seit den Ereignissen verstrichen, die den politischen Hintergrund des vorliegenden Romane bilden, die Leidenschaften haben sich beruhigt; und jede Partei mag zum Worte kommen. Ich habe mich bemüht, den religiösen und politischen Parteien gegenüber völlig unbefangene zu sein. Daß ich in meinen jungen Jahren aufmerksamer Beobachter des Kulturkampfes gewesen bin, dürfte der Zeitschilderung nur zum Vortheil gereichen.

Will der Maler ein lebenswahrer Bildniß schaffen, so muß er den Menschen gesehen haben; wer die Gestalt eines Bismarck lebendig hinstellen will, muß sein Charakterbild treu in sich aufgenommen haben. Das habe ich gethan. Ob es mir gelungen ist, ein Werk von künstlerischem Gepräge zu schaffen: Das zu entscheiden, sei Anderen überlassen.

Deßau.

Ferdinand Neubürger.



Wandlungen im Kunstleben Japans. V. Behrs Verlag (C. Bloch), Berlin 1899.

Wiederholt und ausgezeichnet ist der Einfluß der japanischen Kunst auf das europäische Kunstleben geschildert worden. Hier wird der Umschwung geschildert, der sich in den Kunstanschauungen der Japaner unter dem Einfluß der westlichen Kultur vollzogen hat. Eine Reihe von Abbildungen unterstützt die Ausführungen des Textes illustrativ.

Streifzüge durch Formosa. V. Behrs Verlag (C. Bloch), Berlin 1899.

Obgleich vereinzelt Aufsätze über die Geschichte und die botanischen und geographischen Verhältnisse Formosas in wissenschaftlichen Zeitschriften erschienen sind, fehlte bisher in Deutschland eine wirkliche Reisebeschreibung Formosas, die alle Gebiete und Verhältnisse umfaßt und sich nicht nur an einen eng begrenzten Leserkreis wendet. Diese Lücke hofft der Verfasser auszufüllen und vor allen Dingen den Leser durch den reichen, an Ort und Stelle gesammelten Bilderreichtum zu belehren und zu erfreuen.

Adolf Fischer.



Nankee und Dutchman.

Den Lesern der „Zukunft,“ die sich lebhafter für amerikanische Verhältnisse interessieren, dürfte der beachtenswerthe Artikel von Hugo Münsterberg in dem Septemberheft des Atlantic Monthly gewiß nicht entgangen sein. Es liegt mir fern, die Gedanken jenes vorzüglichen Aufsatzes hier zu wiederholen; aber die gerechte, feine und vom Urtheil der Menge stark abweichende Charakterisirung des Verfassers reizt mich, aus dem Ergebniß zwanzigjähriger Erfahrung hüten wie drüben einige Beobachtungen hinzuzufügen.

Es ist eine durchaus richtige Behauptung, daß Deutsche und Amerikaner instinktiv eine Art Aversion gegen einander empfinden, die man nicht Feindseligkeit, sondern tiefwurzelnde Geringschätzung nennen sollte. Das ist um so bedauerlicher, als beide Völker germanischer Rasse entstammen und einen tiefen Unterstrom von gemeinjam Ererbtem, trotz allen hinzugekommenen Verschiedenheiten, in sich tragen. Dafür, daß politisch- und ökonomische Reibereien der letzten Jahre das schlechte Einvernehmen immer mehr zuspitzen, wie die Protestversammlungen der Deutsch-Amerikaner in Folge des anglo-amerikanischen Bündnisses von Neuem gezeigt haben, sucht Herr Münsterberg die Begründung weit weniger in kollidirenden Interessen als eben in diesem Mißtrauen, das auf einer mehr gefühlten als bewußten Antipathie beruht und das seinen bezeichnendsten und lebhaftesten Ausdruck in der karikaturartigen Auffassung beider Volkstypen findet. Das Urtheil, das man heute noch in Berlin in sogenannten gebildeten Kreisen über den „Nankee“ mit seiner tabakspuckenden Unersehämtheit und seiner geldgierigen Reklamesucht ausspricht, ist nicht verhängender als das vernichtende Urtheil über deutsche Bildung, das ich vor Jahren einen jungen Amerikaner nach seiner Rückkehr von einer deutschen Studienreise abgeben hörte; der bedeutendste Konsumartikel in Deutschland, meinte er, sei doch bekanntlich das Lagerbier; und — man höre und staune — nicht einmal dieses Lieblingswort könne der Deutsche orthographisch richtig schreiben; bei seinen Fußwanderungen durch das deutsche, wegen hoher Bildung fälschlich gerühmte Land habe der Amerikaner dies einfache Wort in folgender Schreibweise über ländlichen Schänkeentwürfen gelesen: *V o - h - g - e - r b - e - r - e - i*!

Man giebt sich in Deutschland vielfach mit Genugthuung dem Bewußtsein hin, daß das Deutschtum in Amerika hoch geschätzt werde. Das Deutschtum in Amerika ist aber eine Sache für sich, die sich zum Deutschtum, wie wir es fassen, verhält wie etwa ein Stand zu einer Nation. Dies beschränkte Deutschtum zeichnet sich durch Utilitærtugenden aus, die es im großen Haushalt des Adoptivlandes als gut verwendbaren Bestandtheil erscheinen lassen; dabei ist es aber weit davon entfernt, etwa als geistige Energie, wie man in Deutschland gern glaubt, die Blicke auf sich zu ziehen. Es ist ein hiederes, stabiles Element, das nirgends über den Strang haut und auf dessen Durchschnittseigenschaften sich Häuser bauen lassen. Das allein aber entspricht doch wohl nicht der Schätzung, die wir von einem Kulturstaat erstreben. Im Ganzen

erscheint dem Amerikaner entschieden der typisch Deutsche als schwungloser, sparsamer Spiessbürger, mit all den spähigen Nebenattributen, die solchen Personen anhaften. Die edleren Eigenschaften und kulturellen Ideen der Nation bleiben ihm verborgen; oder, wo sie ihm in unserer großen Literatur entgegen-treten, da scheinen sie ihm so im Widerspruch zum zeitgenössischen Wesen zu stehen, daß sie ihm wie ein Kopfschütteln erregender Anachronismus anmuthen.

Daß der Amerikaner die Deutschen schlecht kennt, kann trotz der alljährlichen Uebersfluthung des Kontinentes bei Dem nicht Staunen erregen, der die Eigenthümlichkeiten der Reisetmethoden in Betracht zieht. Es giebt eine — und Das ist naturgemäß die größte — Klasse von transatlantischen Touristen, die sich den Globus zu ihrem Sportplatz aussucht, weil Das viel Geld kostet und Mode ist; es sind die sogenannten Globetrotter. Daß ihre mitgebrachten Erfahrungen keine Bereicherung der heimathlichen Kenntnisse über ferne Länder bedeuten, bedarf keines Wortes. Eine andere Klasse, die wohl aus einer geistigen Elite besteht, treibt meist ein ästhetisches oder historisches Interesse übers Wasser. Diese Leute gehen nach Europa, wie man ins Museum geht, bereichern sich da auf ihre Weise und kümmern sich nicht um die Dinge, die nicht in ihren Spezialkram passen; im besten Fall besuchen sie die deutschen Universitäten, staunen dann mit einer vagen Bewunderung über den Umfang deutscher Wissenschaft und Gelehrsamkeit, fähren aber im Uebrigen ein privates Sonderleben. Eine dritte Klasse, die mit psychologischem Interesse nach Deutschland käme, um Land und Leute kennen zu lernen, giebt es nicht; die Individuen, die so handeln, sind zu selten, als daß man sie zu einer Klasse zusammenfassen könnte. Die meisten reisenden Amerikaner lernen nicht einmal die deutsche Sprache, — oder doch nur so weit, wie es die Nothdurft des Geschäftslebens oder ihrer Privatinteressen erheischt; sie fraternisiren nur mit ihrer „Kolonie,“ sie besuchen den amerikanischen Gottesdienst, bethätigen sich an luxuridsen, Zeit und Mühe raubenden Bazaren, Zusammenkünften und Bestrebungen aller Art, um amerikanischen Kirchen auf deutschem Boden zu errichten; und wenn die Neugier, die sie in ein paar deutsche Familien geführt hat, befriedigt ist, ziehen sie sich, in allen alten Vorurtheilen gekästigt und gestärkt, in ihre künstlich geschaffene amerikanische Umgebung zurück. Wohl Keiner, höchstens neben ihm noch der Engländer, hat so gelernt, sein angestammtes Ruschelhaus bis in die fernsten Länder mit sich zu tragen. Diese gänzlich falsche Methode des Reisens erschwert dem Amerikaner das Verständniß des Deutschen ungemein.

Anderß steht es mit den Deutschen auf amerikanischem Boden. Erstens ist ihre Zahl — ich spreche hier nicht von Einwanderern, sondern nur von Menschen, die zu Bildungszwecken das fremde Land besuchen — im Vergleich zu der eben betrachteten Erschinnung sehr gering und zweitens ist bei ihnen das psychologische Interesse stärker vertreten. Man reist nach Amerika, um Menschen und Institutionen näher zu betrachten. Um so mehr überrascht es auf den ersten Blick, daß man in Deutschland so falsche Ansichten über amerikanische Verhältnisse findet. Das amerikanische Deutsthum wirkt hier störend; es hemmt den Blick des Reisenden. Die warme Gastfreundschaft, die dem Deutschen von seinen ausgewanderten Landsleuten entgegengebracht wird, ihre Neigung, als „Amerikaner“ vor dem Gast zu posiren, die Eigenthümlichkeit

deutschen Sprachgebrauches, der alles Hingezogene auch schlechtweg als Amerikaner zu bezeichnen sich gewöhnt hat, die Schwierigkeit, dem Anglo-Amerikaner in seinem exklusiveren Privatleben überhaupt näher zu treten —; all Das wirkt zusammen, eine Verwirrung der Vorstellungen zu erzeugen, unter deren Einfluß der Gast allerdings ein neues, aber doch wieder grundfalsches Typenbild amerikanischen Individuallebens mit nach Hause bringt. War es zuerst der auffällige amerikanische Tourist, aus dessen Unarten sich ein Bild genereller Charaktereigenschaften eines Volkes zusammensetzte, so ist es jetzt der mit schlechter Tertianerbildung ausgewanderte Deutsche, der sich drüben über Erwarten schnell ins praktische Leben eingefügt hat und als wohlbestallter Familienvater in allen Tonarten demokratische Regierungsformen rühmt, dessen Generalisirung als Typus des echten Amerikaners neu entdeckt und importirt wird. Und wie himmelweit sind beide Bilder von der Wirklichkeit entfernt! Herr Münsterberg sagt mit Recht, der Amerikaner spreche dem Deutschen Initiative und Individualenergie, der Deutsche dem Amerikaner dagegen jeglichen Idealismus ab. Ich möchte sagen: bei dem Amerikaner ist es Sache des guten Tones, die ethischen Eigenschaften als selbstverständlich vorauszusetzen. So z. B. in Bezug auf Wahrheitsliebe, wo Behauptungen, wie sie in Deutschland sprachgebräuchlich sind, oder gar Antworten, in denen die Möglichkeit des Zweifels zugestanden wird, als Beleidigungen jedes feinen Gefühles empfunden werden. Deshalb fühlt sich auch der Amerikaner akgestoßen durch die Betonung des eigenen Idealismus, die in Deutschland leider so üblich ist, und durch die selbstverständliche Annahme der Abwesenheit dieser Eigenschaft bei anderen Völkern. Er fragt, nicht ohne Berechtigung: Wie kommt ein Volk, das so gern seinen Idealismus rühmt, dazu, bei jeder unserer öffentlichen Handlungen die Selbstsucht als leitendes Prinzip von vorn herein anzunehmen? Keiner vermuthet den Anderen hinter der Thür, hinter der er nicht selbst schon gesteckt hat.

Der Amerikaner ist in seinen Gefühlsäußerungen zurückhaltend; er hat einen wahren Abscheu vor dem Ueberschwang. So sehr ihm die Reklamesucht nachgesagt wird: gegen Reklame für ideale Güter empfindet er einen ästhetischen Widerwillen. So unsympathisch wie die Schwüre der Liebe sind ihm auch die Verurtheilungen auf eigene Seeleneigenschaften. Mir will scheinen, gerade hierauf beruhe am Meisten das Mißverstehen und Mißtrauen der beiden Völker. Spricht der Deutsche noch so warm von seinen heiligsten Gütern, so sieht ihn der Amerikaner als Sentimentalisten und Phrasenhelden schiel an; schweigt der Amerikaner beharrlich über die feinen, in einer Art ethischer Keuschheit, so schilt ihn der Deutsche einen groben Materialisten. Der Eine liebt es, bis an die äußersten Grenzen des Ausdrucks zu gehen, der Andere meidet sorgfältig die Grenzen des Ausdrucks und läßt mehr vermuthen, als er sagt. Es ist ein fühlbarer Unterschied. Und dennoch: enthält nicht gerade dieser amerikanische Zug etwas Urgermanisches?

Hans Müller-Casenov.



Elektra.

Den Samothrake pilgerten einst die Griechen zu dem Tempelbilde Elektras, der Strahlenden, die am Sternenhimmel als eine der Plejaden glänzt. Seit jener Zeit haben viele Götter und Göttinnen ihr Ansehen unter den Menschen verloren und auch das alte Heiligthum in Samothrake ist längst in Staub zerfallen; aber Elektra herrscht heute noch, mehr denn je. Gewaltige Summen werden ihr täglich dargebracht und reich sind ihre Gunstspenden, aber nicht immer sind die Opfer der Gottheit wohlgefällig.

So jung die Geschichte unserer Elektrizitätsgesellschaften ist, so bewegt und interessant sind ihre Daten; und noch ist ein Ende dieser Sturm- und Drang-Periode nicht abzusehen. Was gilt eigentlich heute nicht mehr als Zweck einer Elektrizitätsgesellschaft? Sie errichtet, betreibt und finanziert Unternehmungen im Gebiet der angewandten Elektrotechnik, Das heißt: der Beleuchtung, Kraftübertragung, Beförderung und Elektrochemie. Sie erwirbt Konzessionen zu gewerblicher Ausnutzung der Elektrizität, theiligt sich bei staatlichen, kommunalen oder privaten Unternehmungen, die ähnliche Zwecke verfolgen, gründet, baut, übernimmt, pachtet, bewilligt Vorschüsse oder Darlehen, erwirbt, belehnt und verwerthet Aktien, Obligationen und sonstige Titel u. s. w. Man sieht: es handelt sich um recht Vieles in den Prospekten und Gesellschaftstatuten der Elektrizitätsunternehmungen; und mehr wie einer Zulassungsstelle ist ein solcher ununterschiedlicher Geschäftsappetit schon bedenklich erschienen. Ruhte vor zwei Jahren doch eine Gesellschaft von dreißig Millionen Mark sogar, um ihre Aktien an die Börse zu bringen, sich bequem, neben den üblichen Allgemeinheiten den besonderen Verwendungszweck der Emission bekannt zu geben. Die Neigung unserer Zulassungsstellen, den Elektrizitätsgesellschaften den Puls etwas sorgfältiger zu fählen, ist sehr wohl zu verstehen, aber sie hat auch ihre Nachteile. Oft löst sich erst im Laufe der Zeit übersehen, wie die Gesellschaft ihre Mittel am Besten verwenden wird, tausend Zufälligkeiten müßten in Rücksicht gezogen werden, — und die Folge zu rigoroser Ansprüche würde sein, daß Unternehmen, die genügendes Vertrauen genießen, um ihre Aktien auch ohne die Vermittelung der Börse abzusetzen, auf die Zulassung ihrer Werthe zum Börsenhandel verzichten oder doch so lange warten, bis die gewünschten Angaben sich machen lassen, ohne daß die Interessen der Gesellschaft gefährdet würden. Damit wäre aber den Zwecken der Aktien-Gesellschaft keineswegs gedient.

Daherhin ist es heute nicht leicht, den enormen Kapitalbedarf zu decken. Zwar haben sich verschiedene Elektrizitätsgesellschaften früher die Ausgabe von Obligationen bewilligen lassen. So weit solche bisher aber noch nicht in den Verkehr gelangt sind, ist unter den jetzigen gespannten Geldverhältnissen auf eine Unterbringung ohne Verluste nicht zu rechnen. Wenn also gelegentlich ein Geschäftsbericht mit Genugthuung konstatirt, daß die Gesellschaft noch über so und so viele Millionen Obligationen verfügen könne, da sie die zur Ausgabe nöthige

Genehmigung der Generalversammlung besitze, so können wir darauf kein großes Gewicht legen. Thatsächlich verzichtet man mit Vergnügen auf solche Genehmigungen, wenn man dagegen die Neuausgabe von Aktien bewilligt erhält. Wie das Kapital elektrischer Unternehmen answillt, zeigt deutlich die „Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft“.

	an dem Reingewinn voll theilnehmendes Kapital	der vertheilte Reingewinn
1889/90 .	16 000 000 Mark . . .	1 600 000 Mark
1890/91 .	20 000 000 „ . . .	1 800 000 „
1891/92 .	20 000 000 „ . . .	1 500 000 „
1892/93 .	20 000 000 „ . . .	1 650 000 „
1893/94 .	20 000 000 „ . . .	1 800 000 „
1894/95 .	20 000 000 „ . . .	2 200 000 „
1895/96 .	22 000 000 „ . . .	2 860 000 „
1896/97 .	25 000 000 „ . . .	3 750 000 „
1897/98 .	30 000 000 „ . . .	4 500 000 „
1898/99 .	47 000 000 „ . . .	7 050 000 „

und heute beziffert sich ihr Aktienkapital auf sechzig Millionen Mark. Aber trotz der in den angeführten Ziffern wiederspiegelten außergewöhnlichen Rentabilität des Unternehmens blickt die Verwaltung nicht ganz sorglos in die Zukunft. Zwar befähigen sie die Flüssigkeit ihrer Mittel und der Umfang der vorliegenden Aufträge, auch minder günstigen Zeitverhältnissen die Stirn zu bieten; aber der gesammelten elektrischen Industrie droht das Gespenst der Ueberproduktion.

Vor Jahresfrist schon begann sich ein ungeheurer Wettbewerbs fühlbar zu machen und wohlmeinende Verwaltungen fingen schon damals an, bei der Prüfung der an sie herantretenden Geschäftsanträge mit besonderer Vorsicht zu verfahren; zu einer Zeit, da das Publikum elektrische Werthe ohne jede Kritik gierig aufnahm. Elektro-technische Fabrikationsstätten wuchsen aus dem Boden und die Summe der Jahresleistungen stieg gewaltig. Jetzt ist es schwer, Gebiete ausfindig zu machen, auf denen sich alle die Unternehmungen in lohnender Weise bethätigen könnten. Die Finanzierung beruhtiger Geschäfte ist schwieriger geworden; und eine größere Verwaltung sprach sich kürzlich auf Grund kostspieliger Erfahrungen, die sie in der letzten Zeit hat machen müssen, dahin aus, daß eine Befundung des elektrischen Straßenbahnwesens heute nur von einer Einschränkung des übertriebenen Wettbewerbes zu erwarten sei. Im ganzen Gebiet der elektrischen Industrie sind nur noch die Großen im Stande, ansehnlich zu verdienen, die Kleinen werden von der Konkurrenz einfach erdrückt. Daß auch das Publikum allmählich hinter diese Wahrheit gekommen ist, beweisen die zahlreichen Verkaufsaufträge auf Aktien geringerer Unternehmungen. Ein Kurssturz von dreißig bis fünfzig Prozent innerhalb eines oder gar eines halben Jahres ist da nichts Außergewöhnliches mehr und man braucht nicht prophetisch beanlagt zu sein, um ein rasches Fortschreiten dieser Entwerthung vorauszu sehen. Auch hat sich die herrschende Schwärmerei für Kartellirungen und Trufts der Rentabilität der einzelnen elektrischen Werke nicht günstig erwiesen. Es hat sich die ganz ungesunde Anschauung eingenistet, als ob man überhaupt

nicht bestehen könne, wenn man sich nicht mit Konkurrenz-Unternehmen verbrüdere oder über eine eigene Gesellschaft verfüge, die lediglich den Zweck hat, dem eigentlichen Unternehmen Kunden zuzuführen und seinen Geschäften die rechte Form zu geben. Die Konkurrenz hat zuerst die Preise allgemein gedrückt und nun sucht man in den einzelnen Verzweigungen doch wieder Fühlung unter einander. Vieles, was früher verspönt war, weil man sich vor Hochmuth blähte, geschieht heute ohne Widerstreben, und wo früher ein Werk dem andern einen Auftrag zu entreißen suchte, verhilft es ihm heute dazu, um am Gewinn zu partizipiren und sich womöglich für lohnendere Arbeit frei zu halten. Unter diesen Umständen ist, zumal auch die Finanzkräfte der einzelnen Gesellschaften einander in die Hände arbeiten, eine gewisse Verworrenheit in die Lage gekommen, unter der die Verbraucher, besonders die großen Kommunen, stark leiden. Am Buntesten sieht es im Straßenbahnwesen aus. Die Kontrahenten verrechnen sich da zu leicht und es ist vorgekommen, daß Gesellschaften ein mit Pferdekraft oder mit Dampf betriebenes Unternehmen erwarben oder pachteten und nachher auf Umgestaltung zum elektrischen Betrieb, ja, auf die Pacht selbst verzichteten, weil sich kein genügender Nutzen herausstellte. Am Bedauerlichsten ist ein solcher Ausgang bei überseeischen Geschäften, an denen die deutschen Werke in enormem Umfang theilhaftig sind. Hier werden unter Umständen große Kosten auf Vorarbeiten verwandt, Bureaus werden eingerichtet, Beamte und Arbeiter angeworben und angelernt, — und schließlich erweist sich nicht selten alle Mühe als umsonst.

Während bei der Herstellung von Beleuchtungsanlagen solche Miffligkeiten weniger vorkommen, weil gewöhnlich ein dringendes Bedürfnis zur Eile treibt, stellen sie sich sonst hauptsächlich da ein, wo es gilt, eine Bevölkerung überhaupt erst für die Elektrizität oder die spezielle Art ihrer Anwendung zu gewinnen, so besonders bei der Ausnahrung und Uebertragung von Wasserkräften. Auf diesem Gebiet wird die rheinfelder Anlage für Kraftübertragung, ein Meisterstück deutscher Ingenieurkunst in wasserbaulicher und elektro-technischer Beziehung, vorbildlich wirken. Glücklicher Weise haben auch die ersten Versuche mit Akkumulatortwagen auf Vollbahnen so günstige Resultate gehabt, daß die Direktion der pfälzischen Eisenbahnen in nächster Zeit zwischen Ludwigshafen-Neustadt und Ludwigshafen-Worms einen regelmäßigen elektrischen Betrieb einrichten kann. Norddeutschland wird voraussichtlich, nachdem die außerpreussischen Verwaltungen die Versuchskosten getragen haben werden, nachfolgen. Jedenfalls ist heute schon der vollgiltige Beweis dafür erbracht, daß auf verkehrreichen Straßen, die einen Vollbahnbetrieb erfordern, die Dampfkraft durch Elektrizität mit Vortheil ersetzt wird. Auch im Beleuchtungswesen hat, trotz mancher Enttäuschungen und trotz rückläufiger Konjunktur, die Industrie noch ein weites Feld vor sich. Die Steigerung der Materialien-Preise, besonders durch die Kupferkauffe, hat in der laufenden Arbeitsperiode vielfach dazu geführt, daß die Kosten-Voranschläge sich als zu niedrig erwiesen, und dadurch sind den Gesellschaften Verluste erwachsen, die sich auch dem spekulirenden Publikum fühlbar gemacht haben.

Lyneus.



Wirthschaftsnotizbuch.

In den „Preussischen Jahrbüchern“ bekannte vor einigen Monaten Jemand, er verstehe nicht, was die Sozialisten mit der Lebensart meinten, daß in der kapitalistischen Wirthschaftsordnung nicht Güter für den Gebrauch, sondern nur Waaren für den Markt produziert würden; Alles, was produziert werde, werde doch auch verbraucht. Nun, wenn der Herr die Reichstagsverhandlung vom fünfzehnten November über das neue Postgesetz gelesen hat, so wird ihm vielleicht ein Licht aufgegangen sein. Die Post fordert zehn Pfennige Entschädigung für jedes Kilogramm bedruckten Zeitungspapieres, das sie besoldern soll, der Abgeordnete Horn aber wollte höchstens fünf Pfennige bewilligen, weil der höhere Preis einen Minderverbrauch von Zeitungspapier zur Folge haben würde und dadurch die Papier-, Cellulose- und Holzindustrie geschädigt werden könnte. Sind Zeitungen ein Gebrauchsgut? An sich: gewiß. Ja, sie sind im heutigen Leben sogar unentbehrlich; die Masse von Zeitungspapier aber, mit der wir überschwemmt werden, ist kein Gebrauchsgut, sondern eine Last. Womit ist der größte Theil dieses Papieres bedruckt? Mit endlosen Wiederholungen der selben hohlen Phrasen, mit Lügen im Interesse der Parteien oder der Gewerbdöckler, mit jämmerlichem Klatsch und albernem Anekdotenkram, — endlich mit Annoncen, von denen ein Drittel schwindelhaft und ein zweites Drittel überflüssig ist. Daß Meyer Kaffee und Cohn Hosen verkauft, brauche ich nicht in der Zeitung zu lesen, da ich es im Schaufenster sehe; daß aber Meyer den besten Kaffee und Cohn die besten Hosen führe, glaubt der Annonce doch höchstens ein Esel; wissen kann mans nicht eher, als bis man die Waare probirt hat. Nicht genug aber daran, daß man den überflüssigen Kram in einem Blatte aufgetischt bekommt, man wird mit Konkurrenzblättern überschüttet: erhält sie Monate lang gratis zugesandt; und dabei enthalten alle den selben Kozl, da eine Zeitung die andere auschreibt und Hunderte die selbe Korrespondenz abdrucken, Früher konnte die Frau oder Wirthschafterin den Inhalt des Papierkorbes wenigstens als Makulatur verkaufen. Das hat jetzt auch aufgehört, seitdem die Verwendung bedruckten Papieres zum Einpacken gesetzlich beschränkt und die Dütenfabrikation ein eigener Industriezweig geworden ist. Der größere Theil des Zeitungspapieres wird also nicht hergestellt, weil irgend Jemand das Zeug braucht, sondern, weil die Zeitungverleger und Papierfabrikanten so viel verkaufen müssen, daß sie und ihre Arbeiter davon leben können. Aus eben diesem Grunde werden hunderterlei andere, eben so überflüssige Gegenstände fabrizirt; und es giebt böse Menschen, die argwöhnen, auch die Kriegsschiffe — nicht nur die zukünftigen deutschen Septembereinsatzschiffe, sondern die Kriegsschiffe der ganzen Welt — seien gar keine Gebrauchsgüter, sondern würden einzig und allein der Dividenden der Eisenaktionäre wegen gebaut. Dagegen hat man weder Geld für den Bau von Arbeiterwohnungen noch für die Befolgung von Bahnbeamten, die mehr angestellt werden müßten, wenn der Ueberbürdung, unter der die Angestellten seufzen, ein Ende gemacht werden soll. Zieht man den verhängenden Geldschleier von den volkwirthschaftlichen Vorgängen hinweg, so bedeutet Das: die nothwendigen Güter können nicht in der erforderlichen Menge erzeugt und die mit nothwendigen Diensten beschäftigten Personen müssen über ihre Kräfte angestrengt werden, weil zu viele Hände und Beine dazu verwendet werden, Ueberflüssiges herzustellen und den widerstrebenden Käufern aufzudrängen. Wie da von Grund aus Wandel geschaffen werden könnte, weiß vorläufig Niemand;

denn daß die Sache nach den Vorschlägen der Sozialdemokratie ginge, glaube ich ja auch nicht. Immerhin kann im Einzelnen doch Manches geschehen, um die Produktion dem Bedarf besser anzupassen. Das wichtigste dieser kleinen Mittel scheint mir die Erhöhung der Arbeitereinkommen, da sie die Nachfrage nach notwendigen Gütern vermehren und deren Produktion fördern würde. Darum wollen sich die Arbeiter — schon aus Rücksicht auf die Rationalproduktion — mit Recht nicht gefallen lassen, daß man den heutigen verrückten Zustand mit allen Gewalt- und Zwangsmitteln des Staates aufrecht zu erhalten sucht. Und auch mir scheint: es ist heilige Pflicht jedes Vernünftigen, auf die Aenderung dieses Zustandes hinzuwirken. ß

Unter den vielen Widersinnigkeiten des heutigen Wirtschaftslebens ist die allertollste, daß die Zunahme des Reichtumes Elend erzeugt. Und zwar geschieht Das auf verschiedenen Wegen. Der sichtbarste ist der, daß die Konkurrenz die Waaren vermehrt und verbilligt, also Jedem die Anschaffung erleichtert und die Menge der Verbrauchs- und Genußgüter, Das heißt eben: den Reichtum steigert, diese Reichtumssteigerung aber durch einen Lohndruck bewirkt, der die Produzirenden zwingt, nicht allein sich selbst zu überarbeiten, sondern, wenn sie nur eben das nackte Leben fristen wollen, Weib, Kind und greise Eltern über ihre Kräfte anzustrengen. Ueber die Hausindustrie liegen mehrere neue Publikationen vor. Man erfährt daraus unter Anderem, daß eine Puppe, die vor zwanzig Jahren drei Mark kostete, heute nur zwei Mark bringt, obgleich das Material theurer geworden ist; daß die Einmarkpuppe von zweiunddreißig Centimeter Länge auf achtundvierzig Centimeter gewachsen ist; und daß ein Arbeiter, der sich vor zwanzig Jahren weigerte, das Duzend silberner Christbaumkugeln für sechzig Pfennige zu liefern, sich heute mit dreilunddreißig Pfennigen begnügen muß. Man erfährt ferner, daß in der thüringer Spielwarenindustrie die Kinder bis zu den dreijährigen hinunter herangezogen werden und daß die Schulkinder nach Unterrichtschluß nicht selten noch bis nachts um zehn oder zwölf Uhr arbeiten. Man erfährt endlich, daß ein solches Kind bei gewissen Arbeiten zwar sechzig bis achtzig Pfennige, bei den meisten aber nur fünfzig, vierzig, dreißig und zwanzig verdient, ja, daß Tagesverdienste von vier Pfennigen vorkommen. Der bethlehemitische Kindermord im vergrößerten Maßstab, um Familien einen Einkommenszuwachs von durchschnittlich dreißig Pfennigen für den Tag zu verschaffen und die Kinder der anderen Familien mit Spielzeug zu überschütten! Seit dreißig Jahren können wir von allen verständigen Pädagogen hören, daß die Ueberhäufung mit Spielzeug die Kinder nicht glücklicher macht, sondern nur langweilt und verdirbt. Die Sozialreformer wollen dem Uebelstand durch die Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie abhelfen; und so widerwärtig dieses Einbringen der Polizei in die Familienstuben ist: es wird wohl nichts Anderes übrig bleiben. Der Stadtschulrath Bertram hatte leider Recht, als er in der berliner Stadtverordnetenversammlung vom einundzwanzigsten September des Jahres den Sozialdemokraten entgegenhielt: „Halten Sie es für möglich, zu verbieten, daß die Tochter einer Wittve vor oder nach der Schule ihrer Mutter bei der Konfektionarbeit hilft? Und was für Kaffeetricher wollen Sie denn in die Familien schicken, um die Durchführung des Verbotes zu kontrolliren?“ Aber sind Das denn noch Familien, wo das Familienoberhaupt — gezwungen oder nicht, Das bleibt sich gleich — die Kinder ausbeutet, statt sie zu schützen und zu ernähren? Nein: Das sind keine Familien mehr. Das sind nur noch

Produktionwerkstätten so schlechter Verfassung, daß sich der Staat über kurz oder lang genötigt sehen wird, sie zu kontrollieren oder zu schließen. Ob freilich dadurch dem Elend der Kinder gesteuert werden wird, bleibt zweifelhaft; die von der hausindustriellen Arbeit befreiten Kinder werden wahrscheinlich hungern oder auf eine andere, neue Art ausgebeutet werden. Gründliche Abhilfe wäre innerhalb der heutigen Wirtschaftsverordnung nur möglich, wenn Jedermann den ernstlichen Willen hätte, Waaren und Leistungen nach ihrem wirklichen Arbeitwerth zu bezahlen. Ein Subalternbeamter, den ich kenne, bemüht sich, Das zu thun. Er kauft grundsätzlich niemals im billigen Laden, tadelt Näherinnen und Waschkfrauen, wenn sie zu wenig fordern, und zahlt, anstatt zu feilschen, oft noch mehr, als verlangt wird. Aber was kann Das nützen, da er ein Einzelner ist und nur über ein kleines Einkommen verfügt? Selbst tausend Ideologen dieses Schlages würden noch keinen Einfluß auf das Ganze ausüben; eine solche Praxis müßte erst allgemein werden. Die Annahme, daß Vernunft und Gerechtigkeit einmal die Welt beherrschen werden, ist eine Utopie. Aber welcher Mensch, der ein ganzer Mensch ist, möchte ohne Utopien dieser Art noch leben?

* * *

In Oesterreich wendet man in neuester Zeit den Uebelständen in der Hausindustrie gesteigerte Aufmerksamkeit zu. Die Rückbildung der Fabrik zum Verlagbetrieb vollzieht sich besonders da, wo der Absatz unsicher ist und genügende Arbeiter vorhanden sind, die um lärglichen Lohn mit der Maschine wetteifern; aber auch das Streben, durch Verwendung von Heimarbeitern den Unternehmerlasten (Unfall-, Kranken-, Invaliden- und Altersversicherung) zu entgehen, spielt eine große Rolle. Nun hat sich kürzlich das k. k. Handelsministerium vom Herrn Dr. Schwiedland ein Gutachten erstatten lassen, das deutlich erkennen läßt, wie wenig bisher auf dem Gebiet der Heimarbeitergesetzgebung — England, einige australische Kolonien und einige Staaten Nord-Amerikas ausgenommen — erreicht worden ist. Freilich: an Rath- und Vorschlägen fehlt es nicht, von der Empfehlung der Selbsthilfe—Bildung von Rohstoffeinkaufs- und Verkaufsgenossenschaften — bis zur Empfehlung von gesetzlichen Minimallohnen und bis zum vollständigen Verbot der Heimarbeit in allen Industrien. Da ist es denn lehrreich, daß die Länder, die relativ auf diesem Gebiet am Weiteren fortgeschritten sind, die selben sind, in denen die gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter in höchster Blüthe steht: England, Nordamerika und die australischen Kolonien. In Würdigung dieser Thatsache gelangt das Gutachten zu dem Schluß, daß eine Verbesserung ihrer Lage für die Heimarbeiter nicht möglich ist, wenn sie nicht in Gewerksvereinen organisiert und zugleich die Organisationsbestrebungen der Fabrikarbeiter kräftig gefördert werden. „Angesichts der für die gesammte Verlagsindustrie geradezu charakteristischen ungünstigen Lage der hausindustriellen Erzeuger“, schreibt Dr. Schwiedland, „erscheint die Arbeiterschaft mit ihrer lebendigen beruflichen Organisation und Propaganda als der berufene Faktor, die enorme Aufgabe der Hebung ihres Standes selbst zu bewältigen. Die leicht organisirte großindustrielle und die der Organisation fähige kleingewerbliche Arbeiterschaft können die Verlagsarbeiter ins Schlepptau nehmen. Durch ihre Agitation werden sie das herkömmliche Verhältniß zum Verleger zerbrechen, zum Lohnkampf ausrufen, ihn leiten und unterstützen.“